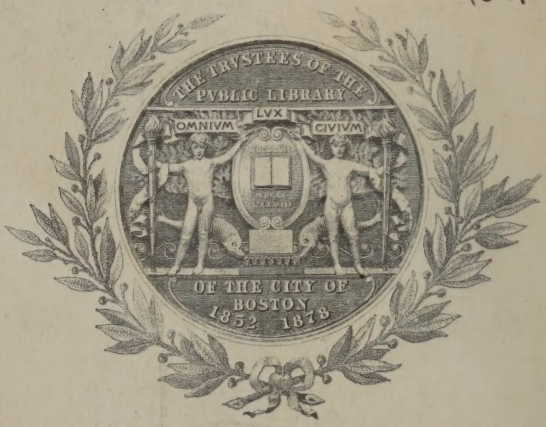
No 4047.318

Bd. 1



Gy-F 53R

GEZA GRAF ZICHY

AUS MEINEM LEBEN

Géza Graf Zichy

Aus meinem Leben

BOSTON PUBLIC LIBRARY

Das Leben ist so voll des Schönen
Nur muss man sich daran gewöhnen.

Géza Graf Zichy

AUS MEINEM LEBEN

ERINNERUNGEN UND FRAGMENTE

VON GÉZA GRAF ZICHY

ERSTER BAND

STUTTGART 1911
DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT

Von diesem Buche wurde in
300 Expl. eine Luxusausgabe
in rotem Ledereinband zum
Preise von 10 Mark hergestellt

Apr. 7. 1914

„Was wollen Sie mit Ihrem Himmel?“ sagte mir einmal ein Börsenspekulant. „Der Himmel ist mir eine Viertel-Promesse auf ein exotisches Papier, welches keinen Kurs hat!“ Ich antwortete ihm: „Den Glauben an das irdische Glück verlor ich schon längst, habe aber das Talent, an ein zukünftiges zu glauben!“ Was ist das Glück? Hoffnung und Erinnerung? Der Schatten eines Traumes? Eine Reihe von guten Stimmungen?

Was ist das Glück?

Du sollst nicht daran glauben,
Dir selbst es nimmer rauben,
Es nicht ertrotzen wollen,
Nicht, ewig suchend, grollen.
Trotz Jammer, Elend, Leid und Schmerz
Kann leidlich glücklich sein dein Herz.
Mit Gottvertrauen, Lebensmut,
Mit reinem Herzen, treu und gut,
Und Arbeit, einem harten Stück — —
Nicht zuviel Unglück, ist das Glück!

Nun, ich habe viel Glück genossen und noch mehr Unglück ertragen und lernte die Höhen und Tiefen des Lebens kennen, wie wenig Sterbliche. Doch: „Se plaindre est bête, et se faire plaindre misérable.“

Meine Geburt

Das Licht der Welt erblickte ich am 23. Juli 1849 in Sztára auf dem Stammschloß der Grafen Sztáray im Zempliner Komitat.

Meine arme Mutter gebar mich unter Todesängsten um ihren Gemahl, meinen heldenmütigen Vater, der als Husarenoberst und Freiheitskämpfer vor dem Feinde stand. Tagtäglich kamen Hiobsposten über seine Gefangennahme, seine Verwundung oder gar über seinen Tod. Es war eine schwere, blutige Zeit.

Rot wie Blut, so schien die Sonne
Als die Mutter mich gebar;
Blutgetränkte Nebel folgten
Mancher ernsten Heldenschar.
Säbelklirren, Flintenknallen
Und Kanonendonnerton
Waren meine Wiegenlieder,
Lullten des Rebellen Sohn.
Sehnige Soldatenarme
Trugen mich in Nacht und Graus,
Harte Kolben der Gewehre
Waren oft mein Wiegenhaus.
Und in meiner Seele lebt noch
All der Jubel, all das Leid,
All die treue Heimatsliebe
Einer großen Heldenzeit.

Die Tragödie der Freiheitskämpfe nahte ihrem Ende. Russische Hilfstruppen mußten der österreichischen Armee beistehen, und die ersten Vorposten trafen in Sztára ein, gerade, als ich kaum eine Woche alt war. — „Die Russen kommen, die Russen kommen!“ schrie alles im Schlosse, von

panischem Schrecken erfaßt. Meine Mutter ließ Schmucksachen, Geld, Wertgegenstände und so weiter an ihr Bett bringen und verbarg sie unter ihrer Decke. Da lag nun alles kunterbunt durcheinander, unter anderem vielleicht zwanzig Uhren, die meisten mit Schlagwerk, denn meine Mutter war eine Liebhaberin und eifrige Sammlerin von Uhren aller Art. Nun, da alles wohlgeborgen unter der Decke lag, nahm sie mich in ihre Arme und flehte inbrünstig zu Gott um Schutz in dieser schweren Not. Mit inniger Liebe drückte sie mich, ein kleines Monstrum, an die Brust. Ich war ein sehr häßliches Kind mit platter, kleiner Stirn und Stumpfnase. Es muß wirklich arg gewesen sein, denn meine Mutter erzählte mir öfters, daß der Pfarrer nach der Taufe sie ermahnt habe, meine Häßlichkeit ruhig und ergeben in den Willen Gottes zu ertragen. Im übrigen wäre ich ja ein langer kräftiger Bube, hatte er tröstend hinzugesetzt.

Auf der Schloßstiege hörte man schwere Tritte und Sporengeklirr, die Türe sprang auf, und ein baumlanger Kosak schob eine Lanze ins Schlafzimmer. Halb besinnungslos murmelte meine Mutter Sterbegebete. Der Eindringling lehnte seine Lanze in die Zimmerecke und nahte grinsend dem Bette der armen Wöchnerin. Er blickte scheinbar freudig bewegt auf die auffallend schöne Frau und ihr Scheusal von Kind. Letzteres mit seinem Affengesicht gefiel ihm aber doch noch besser. Eben griff er nach dem Säugling, welchen die Mutter krampfhaft an ihr Herz drückte, da geschah etwas für den Kosaken höchst Unerwartetes. Es war Mittag, und die zwanzig Uhren, die unter der Bettdecke lagen, fingen nacheinander an, zwölf zu schlagen. Da tönte es in allen Tonarten: bim-bim, bim-bam, bam-bam!

Der Kosak neigte höchst verwundert seinen Kopf nach rechts und wich einige Schritte zurück. Da fing es auch auf dem Kirchturm an, Mittag zu läuten. Der Kosak bekreuzte sich, kniete nieder und sprach sein Gebet. Meine Mutter atmete auf; dies konnte kein schlechter Mensch sein. Nach dem Gebete nahte er dem Bette wieder und gab durch freudige Gebärden zu verstehen, daß ich gar so schön sei und er mich segnen wolle. Nur widerstrebend übergab mich die Mutter den eisernen Kosakenhänden, die mich federleicht in die Höhe hoben. Ich wurde unter lauten Gebeten und Segenssprüchen über dem Kosakenhaupt hin und her geschwenkt. Als das vorüber war, bekam ich einen herzhaften Kuß auf meine Affenstirn. Dann übergab er mich meiner bebenden Mutter und legte 32 Kopeken auf meine Brust. Diese 32 Kopeken bin ich nicht schuldig geblieben, denn im Jahre 1889 habe ich in Petersburg den Erlös meiner Konzerte, über 5000 Rubel, dem russischen „Roten Kreuz" zugeführt.

Meine Familie

Die Grafen Sztáray und Szirmay

Wo große Berge ihre Schatten werfen, da webt die Sage ihre Schleier, da schreiten bleiche Ritterfrauen, vom Mondlicht umzittert, in geheimnisvollen Burggärten.

Die Sztáray und Szirmay, von denen ich mütterlicherseits abstamme, hausen seit Jahrhunderten im nördlichen Ungarn unter dem Felsenkranz der Beskiden und des Vihorlat. Beide Familien sind musikalisch und dichterisch veranlagt, teilweise auch somnambul.

Meine Großmutter, Gräfin Sztáray, geborene Szirmay, litt an traumhaften Wahnvorstellungen. Meine arme Mutter hatte darunter oft und viel zu leiden. Sie schlief als Mädchen mit in dem Gemach ihrer Mutter, und da war an eine wirkliche Nachtruhe selten zu denken. Bald rief jene: „Marie, siehst du den Mann mit dem blutigen Messer aus dem Kamin steigen? Er wird uns töten. Wehe, wehe!" Bald sah sie wieder eine Feuersbrunst, Riesenkatzen, Affen, Hunde und allerhand anderes tolles Zeug, bald wurde sie durch ein Erdbeben erschreckt. Immer sprach sie mit offenen Augen und im Tone der höchsten Verzweiflung und Angst. Ihr Bruder, Graf Alexander Szirmay, trieb es noch ärger. In einer mondhellen Nacht träumte er, Räuber hätten sich seiner Gattin bemächtigt. Er zerrte die unglückliche Frau aus ihrem Bette, warf sie zu Boden, kniete auf ihre Brust und fing an, sie zu würgen. Er schrie fortwährend: „Fürchte nichts, Ottilie, ich halte schon den Hund, fürchte nichts!" Zum Glücke erwachte von dem Lärm die Kammerfrau, stürzte ins

Zimmer und kam noch zurecht, um ihre röchelnde Herrin von dem sicheren Tode zu erretten. Hätte mein Großonkel seine Gattin getötet, wäre wahrscheinlich ein komplizierter Rechtsfall entstanden, der nicht viele seinesgleichen gehabt hätte.

Noch schönere Nachtstücke lieferte mein Onkel Ferdinand Sztáray. Bei Gelegenheit einer Jagd in Szerencs wurde er mit dem erwähnten Alexander Szirmay in einem Zimmer einlogiert. Die geladenen Kugelstutzen lehnten an der Wand. Mitten in der Nacht verließ plötzlich mein Onkel das Bett und weckte Szirmay. „Du, im Nebenzimmer sind Räuber." — „Glaubst du?" — „Ja, wir müssen sie erschießen." — „Gerne!" war die Antwort. Nun öffneten beide Männer die Türe und traten mit gespannten Kugelstutzen ins Dienerzimmer. Da schliefen die armen Kerle und hatten keine Ahnung, wie nahe der Tod an sie herantrat. Merkwürdigerweise teilte Szirmay die Wahnvorstellungen meines Onkels, ohne zu erwachen. Ein Träumender sprach mit einem Schlafenden und suggerierte diesem seine Absichten. Der Mond schien voll in das Zimmer. Mein Onkel sprach: „Ich erschieße den Kerl, der rechts liegt, du erschießt den anderen!" Der Hausherr, Graf Georg Szirmay, der nebenan schlief, hörte wohl die beiden sprechen, achtete aber nicht darauf. Doch als die Tür knarrte, sprang er aus dem Bette und kam gerade noch zur rechten Zeit. Die beiden legten eben an und zielten. Der Hausherr riß beide von rückwärts zu Boden, zwei Detonationen erfolgten, und beide Kugeln bohrten sich in die Decke des Zimmers. Sie stecken heute noch dort.

Ferdinand Sztáray war auch sonst ein gefährlicher Schlafkamerad. Als Husarenleutnant träumte er einmal, er reite

eine Steeplechase auf seiner Lieblingsstute „Arabella". Sein armer Bursche schlief im Nebenzimmer auf einem Feldbett. Er schwang sich auf den Unglücklichen und ritt auf seiner Brust ein geträumtes Hindernisrennen unter dem lauten Rufe: „Arabella, hopp!" Eine Wasserflasche diente dabei als Reitgerte. In Venedig zerbrach er einst alle Spiegel und Möbel seines Hotelzimmers und zerschlug die Bilderrahmen an den Wänden. Das Erwachen war peinlich, er mußte seinen nächtlichen Sport mit 5000 Lire bezahlen.

Auch ich habe es in meinen jungen Jahren nicht viel besser getrieben. Als Kind sprang ich oft aus dem Bette, lief um den Tisch herum und legte mich dann wieder nieder, zündete auch manchmal eine Kerze an und stellte diese zwischen die Fenster. Noch als verheirateter Mann stellte ich alle Sessel meines Zimmers auf das Klavier, bedrohte meinen Freund Alexander Vécsey mit dem Revolver, hielt lange Reden oder schrie wie am Spieß. Ein Traum wird mir unvergeßlich bleiben. Es war im Bad Schmeks, da träumte mir, ich sei gestorben und läge im Sarge. Ich wachte auf und wollte nach der Uhr sehen. Als ich aufsitzen wollte, stieß ich an eine harte Fläche. ‚Du träumst noch,' dachte ich, und griff nach meinem Kopf, räusperte mich und sah nach dem Fenster. Alles war finster! ‚Du träumst nicht! Du bist lebend begraben!' fuhr es mir durch den Kopf, und ein Entsetzen bemächtigte sich meiner, daß mir fast die Sinne schwanden. Gar bald faßte ich mich jedoch und fing an, ruhig nachzudenken. ‚Warst du denn krank? Du bist doch nicht gestorben? Was ist gestern geschehen?' Ich überdachte alle Ereignisse des Tages, beruhigte mich allgemach, und fing an, umherzutasten. Ich griff nach links, eine eiskalte Fläche, wollte die Füße heraufziehen, sie stießen an,

Schloß Sztára

wollte mich erheben, eine Spanne hoch ging es, doch nicht weiter. Da verlor ich alle Selbstbeherrschung und stieß einen markerschütternden Schrei aus. Da hörte ich eine liebe bekannte Stimme, die Stimme meiner Frau. Sie klang von oben herab. „Ja, um Gottes willen, was ist dir geschehen?" Ich hörte Zündhölzchen anreiben, ein Lichtschimmer drang zu mir und die Frage: „Wo bist du denn um alles in der Welt?" „Ich weiß es nicht!" war meine Antwort. Zugleich erblickte ich meine Pantoffeln neben mir. Ich war im Traum unter mein Bett gekrochen!

Bis in mein spätes Mannesalter hatte ich viel unter solchen schweren Träumen zu leiden. Jetzt, wo mich das Leben so unbarmherzig abgequält hat, sind mir die Träume gleichgültig geworden.

* * *

Die Sztáray sollen vom edlen Ritter Venzelin Wasserburger abstammen, der unter Stephan dem Heiligen in Ungarn seßhaft wurde. Wohl finden wir noch im Wappen der Sztáray den Turm, von einem Wassergraben umspült, historisch erhärtet ist aber diese Abstammung trotzdem nicht. Außerdem sehen wir im Wappen noch zwei Elstern, die offenbar die Freude am Fabulieren ausdrücken sollen. Ein dünner Stamm mit einem blühenden kleinen Zweig deutet ferner auf die Tatsache hin, daß im sechzehnten Jahrhundert die Familie für ausgestorben galt. Ein entfernter Verwandter bemächtigte sich der Güter, obwohl er sehr gut wußte, daß der letzte Sztáray, „Franz", in Heidelberg studierte. Dieser kehrte später heim und konnte seine Identität durch das Gebetbuch seiner Mutter nachweisen. Er war ein Kind gewesen, als er zur Erziehung nach Deutschland gebracht

worden war. Beim Abschied hatte ihm die Mutter im Schlosse Vajnatina ihr Gebetbuch und seinen Taufschein gezeigt und ihn geheißen, alles unter dem Hauptbalken des Speisezimmers zu verbergen. Die Mutter starb, das Pfarrhaus wurde zerstört, und erst als zwanzigjähriger Jüngling kehrte das Kind in die Burg seiner Väter zurück. Es kam zu einem großen Prozeß, den der Paladin von Ungarn zugunsten des jungen Sztáray entschied. So ist der verdorrte Stamm mit dem kleinen blühenden Zweig in das Wappen der Sztáray gekommen.

Der vergrabene Schatz

Die Burg Vinna hat eine andere Tradition. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde das Pfarrhaus neu aufgebaut. Dabei fand man in der Kellerwölbung eine Eisenkapsel mit folgendem, von einem Sztáray in lateinischer Sprache geschriebenen Dokument:

> Ich muß flüchten, die Burg Vinna kann dem feindlichen Ansturm der Hussiten nicht standhalten. In aller Eile vergrabe ich meine Kleinodien und hoffe, daß meine Nachkommen dieselben finden werden." (Folgt das Inventar der vergrabenen Schätze: Schmucksachen, Kirchengeräte, Silber- und Goldeßzeug für zweihundert Personen, fünf Dutzend Silberschüsseln und so weiter.) „Ich habe die Kleinodien an folgender Stelle vergraben: Im nördlichen Turm der Burg befindet sich eine kleine Tür, von der aus vier Stufen in den Garten führen. Geradeaus weiterschreitend, stößt man auf eine Allee von großen Lindenbäumen. Am Ende derselben steht eine kleine Kapelle. Drei Klafter vom nördlichen Eckpfeiler derselben entfernt habe ich den Schatz vergraben. Dies Dokument verschließe ich in eine Eisenkapsel, die ich im Keller des Pfarrhauses vergraben werde. — Gott helfe uns Armen in dieser schweren Not!
>
> Albertus Sztáray.
>
> De dato, Vinna, den 20. Majus 1447.

Albertus Sztáray ist nie wieder heimgekehrt, sein Brief aber wurde gefunden, als man das Pfarrhaus umbaute. Der

Pfarrer, ein braver Mann, übergab das Dokument den direkten Nachkommen seines Verfassers, den drei Brüdern Grafen Sztáray. Diese lasen den Brief und brachen sofort nach Vinna auf. Die Burg war eine Ruine. Es standen nur noch einige Hauptmauern, das übrige war in Schutt und Trümmer zerfallen. Wunderbarerweise war gerade der nördliche Turm erhalten geblieben, auch die kleine Tür ließ sich noch erkennen. Sogar die Spuren der vier Stufen waren noch nachweisbar. Hoch erfreut setzten die Brüder ihre Forschung fort, aber es fehlte jeder weitere Anhaltspunkt. Die Berglehne war kahl, und von Bäumen ließ sich keine Spur entdecken. In welcher Richtung hatte die Lindenallee gestanden? Niemand wußte es. Auch von der Kapelle waren keine Reste mehr sichtbar. Die zwei jüngeren Brüder beschlossen, die Forschung aufzugeben, nicht so der Älteste. Obgleich er scheinbar die Ansicht seiner Brüder teilte, verfolgte er im geheimen doch seine Pläne. Er zog mit seinem alten Gärtner Istvankó Laufgräben, bis er auf mächtige Baumwurzeln stieß. Das war schon ein Erfolg. Die Wurzeln wurden nach Wien ins forstwirtschaftliche Institut gesendet. Nach wenigen Tagen traf die erfreuliche Nachricht ein, es seien Wurzeln eines Lindenbaumes. Endlich wurde, nach monatelanger Arbeit, auch die Richtung der ehemaligen Lindenallee festgestellt. Die Wurzeln verschüttete man sogleich wieder. Kopfschüttelnd sahen die Bewohner des Dorfes dem sonderbaren Treiben des Grafen zu und griffen sich bedeutungsvoll an die Stirn. Endlich fand man auch die Fundamente der Kapelle, und in einer mondhellen Nacht wurde der Schatz gehoben.

Der Graf war ein Sonderling. Armselig lebte er in seinem Schlosse und hatte nur einen Vertrauensmann, den

Gärtner Istvankó. Da geschah etwas Unglaubliches: aus Wien kam eine große eiserne Wertheimkasse. Und dann geschah etwas noch viel Unglaublicheres: der alte Graf, der niemals sein Schloß verlassen hatte, machte plötzlich Reisen. In Begleitung einiger schwerer Koffer fuhr er nach Wien, Berlin, Paris und London. Und siehe da, nach einigen Jahren fing er auch an, Güter zu erwerben. Jetzt war die Sache klar: er hatte den Schatz gefunden. Seine Brüder machten ihm viele Vorstellungen, aber erfolglos. Er antwortete stets: „Laßt der Erde, was der Erde gehört."

Der alte Sonderling starb. In seinem Testament hatte er seine Neffen reichlich bedacht. — Alle Liegenschaften erbten sie, aber das Geld? Er mußte ja ein Riesenkapital besessen haben. Da stand ja auch der große eiserne Geldschrank. Als die Gerichtskommission erschien und den Schrank öffnen wollte, fuhr alles erschrocken zurück. Sechs Pistolenläufe ragten aus dem Schrank, und von einer Blechtafel herab grinste ein Totenkopf, unter dem folgende Worte eingraviert standen: „Wer den Schrank öffnet, ist des Todes, er erschießt sich!" — Durch eine Kommission von Sachverständigen wurde festgestellt, daß die Sache nicht so schlimm war, als sie aussah. Die Pistolen wurden entfernt und die Kasse geöffnet. Aber sie enthielt nichts. Gar nichts außer einem Häufchen Erde. Keinen Heller. Wo war das Geld?

Istvankó, der alte Gärtner, lag in einem entlegenen Zimmerchen des Schlosses dem Tode nahe. Kaum, daß sein Herr die Augen geschlossen hatte, war auch der alte Mann zusammengebrochen und lag nun wochenlang besinnungslos auf seinem Lager. Die Brüder suchten ihn auf. „Istvankó, wo ist das Geld?" — Der Alte stemmte sich auf seine dürren Arme. Seine Augen irrten umher, und sein bleicher

Mund verzog sich krampfhaft. Er wollte sprechen, doch aus seiner Kehle kamen nur gurgelnde Laute. Er zeigte nach dem Fenster, dann herunter zur Erde. „Istvankó sprich, wo ist das Geld?“ Mit übermenschlicher Anstrengung stieß er endlich die Worte hervor:

„Geld ..... Garten ..... Erde ..... unter ..... unter ..... Baum .....“

Istvankó sank zurück und war tot. — Der alte Sonderling hatte recht behalten mit seinem: „Lasset der Erde, was der Erde gehört.“ Der ganze Park wurde aufgewühlt, umsonst.

Graf Johann Philipp Sztáray

Noch eines Sonderlinges will ich gedenken, des Grafen Johann Philipp Sztáray. Er hauste unten im Sztárayer Schlosse. Noch hängt sein Bild im Ahnensaale. Eine weiße Perücke sitzt ihm auf der hohen Stirn. Stahlharte Augen blicken streng vor sich hin. Die zusammengekniffenen Lippen sprechen von Energie und drohender Gewalttat. Er war ein harter Herr. Im achtzehnten Jahrhundert Obergespan des Zempliner Komitats, hielt er strenges Regiment. Die einzige, die ihm gelegentlich zu widersprechen wagen durfte, war seine Gemahlin, eine geborene Gräfin Migazzi, eine Frau von seltener Bildung. Eines Tages war große Tafel im Schlosse und die ganze Aristokratie anwesend. Da erinnerte man sich im Laufe des Gespräches auch der Großeltern des Hausherrn, die in ungewöhnlich jungen Jahren geheiratet hatten. Der Ehemann war fünfzehn, die Gattin dreizehn Jahre alt gewesen. Auf allen Bäumen waren sie im ersten Jahre ihrer Ehe herumgeklettert und hatten sich auch sonst gebärdet, wie es eben Kinder zu tun pflegen. Als die junge Frau mit vierzehn Jahren Mutter geworden war, hatte sie in ihrer Unwissenheit ihr schreiendes Kind mit Biskuits beruhigen wollen, aber das Kleine war daran erstickt. Dies war eine im ganzen Komitat bekannte Tatsache, die niemand leugnen konnte. Doch der Hausherr schrie, als sie gesprächsweise erwähnt wurde, bleich vor Zorn: „Das ist eine Lüge!" Zu ihrem Unglück wollte die Gattin den Wüterich beruhigen. „Schweige!" schrie er, und die Wölbung des Ahnensaales hallte vom Schalle eines kräftigen Backenstreiches wider. Alles war starr vor Entsetzen,

aber die Gestrafte war eine kluge Frau. Mit der Würde einer Königin erhob sie sich vom Stuhle, erfaßte mit höfischer Grazie die Spitzen ihres bauschigen Jupons, machte eine tiefe Verbeugung vor ihrem Gatten und zog sich zurück. Sie dachte daran, daß eine Frau in Wien auf dem Throne saß, die ihre Schmach rächen würde. Außerdem fegte ja die rote Schleppe des Kardinals Migazzi die Hofappartements. — Schon nach drei Stunden schwankte eine große Karosse in der Richtung auf Kaschau und Wien zu. Als die Gräfin Sztáray weinend ihren Kasus der großen Kaiserin vorgetragen hatte, antwortete dieselbe: „Wein' Sie net, die Mannsbilder werden heutzutage immer frecher. Wir werden schon ein Exemplum statuieren." Nun, das Exemplum ist in der Tat statuiert worden.

Nach vierzehn Tagen schon traf die Gräfin mit einem königlichen Kommissar und einer Abteilung Küraſſiere in Sztára ein. Der Kommissar war ein sehr peinlicher Mann und behandelte den Hausherrn geradezu niederträchtig. Bei seiner Ankunft verließ er die Karosse nicht eher, als bis ihm letzterer im ungarischen Galakleide den Wagenschlag geöffnet hatte. Dann ordnete er an, daß alle Gäste, die dem „skandalösen Delikt" beigewohnt hatten, wieder einzuladen seien und „sub poenam" zu erscheinen haben. Im Schlosse zu Sztára war es in der folgenden Zeit sehr ungemütlich. Die Ehegatten durften sich nicht sehen, bis die „satisfactio regiae majestatis" geleistet worden war, und der Hausherr irrte wie ein angeschossener Tiger im Park umher. Endlich kam der große Tag. Im Ahnensaal harrte die ganze Gesellschaft der Dinge, die da kommen sollten. Der Abgesandte der Königin erschien in großer Gala, den Allerhöchsten Brief tragend. Mit feierlicher Miene erbrach er das Siegel des Schreibens und las mit lauter Stimme:

Graf Vinzenz Sztáray

Gräfin Johanna Sztáray
geb. Gräfin Szirmay

BOSTON PUBLIC LIBRARY

„Wir, Maria Theresia von Gottes Gnaden, Kaiserin des römisch-deutschen Reiches, Königin von Ungarn usw. usw. haben mit großer Indignation und Irritation gehört, daß Graf Johann Philipp Sztáray seinem Eheweib gegenüber sich nicht nur incavalliereement benommen, sie öffentlich beleidigt, sondern auch (horribile dictu) Hand an sie gelegt habe. Zur Sühne und abschreckendem Exemplum befehlen wir wie folgt:

Pro primo: Graf Johann Philipp Sztáray hat vor derselben Gesellschaft, vor welcher der Insult geschehen ist, Abbitte zu leisten, und zwar in tiefer Zerknirschung vor seiner Ehehälfte kniend.

Pro secundo: hat er hundert Messen pro remissione peccatorum lesen zu lassen.

Pro tertio: fünfhundert Dukaten unter die Armen zu verteilen.

Pro quarto: nach erfolgter heiliger Beichte nicht nur die vom Beichtvater auferlegte Buße, sondern auch die von seiner Ehehälfte ihm anbefohlene Genugtuung zu leisten.

Pro quinto: wird uns seine Ehefrau halbjährlich über seine Aufführung und Konduite benachrichtigen, und wenn der Bericht schlecht ausfallen sollte, so werde ich ihn all seiner Würden entheben und in ein Kloster internieren lassen."

Totenbleich hörte der Hausherr den Brief seiner Königin an. Er, der Oligarch, der nur zu befehlen gewohnt war, mußte gehorchen. Jetzt kam der schwerste Moment, er, der Obergespan des Zempliner Komitats, Sr. Majestät Kämmerer, sollte vor einer Frau, vor seiner Frau, in die Knie

sinken? Sein Antlitz verzerrte sich, und seine Zähne vergruben sich in die strengen Lippen, bis das Blut herausquoll. Langsam, wie geistesabwesend, beugte er sein Knie, doch zwei treue Arme umschlossen ihn. „Du wirst nicht vor mir knien!“ rief die brave Gattin, und die peinliche Szene endete mit einer Umarmung unter den lauten Eljenrufen der Versammelten.

Als man der großen Königin und noch größeren Frau Bericht erstattete, rief sie tiefbewegt aus: „'s ist eine brave Frau, die Sztárayin, an ihrer Stelle hätt' ich's auch so tan!“

Die Aufregungen dieser Tage hatten eine schwere Erkrankung des Hausherrn zur Folge. Der gestrenge Herr lag wochenlang, vom Fieber verzehrt, besinnungslos auf dem Krankenlager. In seinen Fieberträumen sprach er fortwährend von Weiberwirtschaft und schlug mit den Fäusten um sich, daß alle Arzneiflaschen in der Luft herumflogen. Die Ärzte umstanden sein Bett und „judizierten“ seinen Zustand als „gravissime“. Nach einigen Wochen beruhigte er sich, jedoch in erschreckender Weise. Die Lunge hörte auf zu atmen, das Herz stand still. „Exspiravit!“ sprachen die Ärzte mit wichtiger Miene, und der Wissenschaft war Genüge geleistet. Die arme Gattin aber war dem Wahnsinn nahe. Sie hatte den Wüterich geliebt und beschuldigte sich nun, seinen Tod herbeigeführt zu haben. Im Ahnensaal wurde ein mächtiger Katafalk errichtet und der Hausherr aufgebahrt. Man rüstete sich zur feierlichen Bestattung, doch merkwürdigerweise zeigte die Leiche gar keine Spuren der Verwesung. Wie aus weißem Marmor gehauen lag er da, die Lippen trotzig aufeinandergepreßt, die Stirne in drohende Falten gezogen. „Exspiravit!“ sprachen die Ärzte und wollten zur Beruhigung der Gattin einen Herzstich vor-

nehmen. Doch mit hocherhobenen Armen stellte sich diese vor den Katafalk und schützte den Aufgebahrten.

Es vergingen Tage, und Johann Sztáray lag noch immer auf seinem Katafalk. Da, in einer Nacht, als eben niemand Totenwache hielt, erwachte der Scheintote. Langsam erhob sich der mächtige Oberleib, und mit fragenden Blicken schaute Johann Sztáray erstaunt um sich. Mit der linken Hand griff er nach seinem schwarzen Säbel und versuchte, seine Beine aus dem Sarg zu heben. Es gelang. — Da saß er nun, vom gelben Scheine der hundert Wachskerzen umflossen. Als er über die acht Stufen des Katafalks herunterblickte, bemächtigte sich seiner eine wahre Berserkerwut. „Die Hunde," schrie er laut, „haben mir einen so hohen Katafalk gebaut, damit ich mir beim Heruntersteigen den Hals breche!" Mit mächtigen Armen warf er die Armleuchter zur Seite und bahnte sich einen Weg. Der erste, der ihm begegnete, war ein Küchenjunge. Halb wahnsinnig vor Schrecken lief dieser ins Dorf und schrie: „Der Geist des Grafen kommt!" Der vermeintliche Geist aber riß die Balkontür auf und schrie ihm nach: „Wirst du schweigen, Hund!" — Da stand nun der Gefürchtete im schwarzen Trauerkleide, bleich und hager am Balkon, umflossen vom Strahle des Mondes.

Die Bauern des Dorfes, welche das Rufen gehört hatten, stürzten aus den Häusern und weckten ihren Pfarrer. Dieser nahte, den Weihwedel in der Hand, unter dem Klange der Sturmglocken. Alles flüchtete in den Garten, nur eine nahte furchtlos, von unbeschreiblicher Freude getrieben: die Gattin.

Erst volle 16 Jahre später gelang es dem Tod, sich des trotzigen Johann Sztáray zu bemächtigen.

Graf Vinzenz Sztáray

Mein Großvater mütterlicherseits, Vinzenz Graf Sztáray, war ein klassisch gebildeter Mann von großem Wissen. In seiner Jugend war er als Soldat im Gefolge Maria Antoinettens nach Paris gezogen. Hier wurde er während der Revolution durch eine Marquise de la Rose, deren jüngere Tochter seine Braut war, eine Zeitlang verborgen. Nach einigen Wochen aber wurde die Familie de la Rose entdeckt und samt meinem Großvater eingekerkert. Bald mußte die alte Marquise mit ihren zwei schönen Töchtern die blutige Bühne des „souveränen Volkes", das Schafott, besteigen. Sie starben wie Helden. Als die ältere Tochter ihre Mutter leidenschaftlich umklammerte, sprach diese: „Keine Schaustellung, mein Kind, sie verdienen es nicht!" Die jüngere Tochter nahm Abschied mit den Worten: „Auf baldiges Wiedersehen, liebe Mutter!" „Sofort, liebes Kind!" gab die Marquise zurück. Mein Großvater entging zu seinem Glücke der Guillotine. Er war offenbar im Kerker vergessen worden und wurde nach dem Sturze Robespierres freigelassen. Einige Monate später zog er mit den verbündeten Truppen gegen Frankreich. Er hat ein Tagebuch geführt, welches außerordentlich interessant ist. Von den vier dicken Bänden wurden mir leider drei gestohlen. Im letzten, den ich noch besitze, beschreibt er den Feldzug. Später kehrte er nach Ungarn zurück und ehelichte meine Großmutter, Gräfin Johanna Szirmay.

Die Hochzeit war in Kaschau. Bei der Heimfahrt wurde in einem Marktflecken gegessen. Nach dem Essen ging mein Großvater zu Fuß die Straße entlang und befahl dem Kutscher, mit der jungen Frau nachzufahren.

Seiner Gewohnheit gemäß zog er seinen Horatius aus der Tasche und vertiefte sich in die unsterblichen Oden des alten Dichters. Gar bald folgte der Wagen, die Straße nach Sztára einschlagend. Mein Großvater war nirgends zu finden. Von Angst gepeinigt, blickte die junge Frau die Straße entlang. Kein Gatte in Sicht! Als eine Viertelstunde nach der anderen verstrich, lüftete der alte böhmische Diener Vencel den Hut und sprach: „Herr Graf wird in Zerstreunis sein gegangen nach Kaschau zurück. Wenn lieste Horacku, siekte nix und hörte nix."

Der alte Vencel hatte recht gehabt. Der Wagen kehrte um, und die junge Frau fand ihren gelehrten Gatten auf Kaschau zuschreitend. Er hatte sie vergessen, wie ein deutscher Professor seinen Regenschirm vergißt. Die energische Frau hat ihm dies bis zu seinem Tode wöchentlich einmal vorgehalten.

Der hochgelehrte Mann war über alle Maßen zerstreut. In Kaschau wohnte er im zweiten Stock eines Hauses, in welchem auch eine alte Gräfin Csáky im ersten Stock logierte. Er verfehlte die Etage, ging in das Schlafzimmer der alten Dame, setzte sich auf ihr Bett und bestellte ein Fußbad. Die Gräfin, eine alte Freundin meines Großvaters, war im Theater, und die Dienerschaft dachte, als der Graf in der Wohnung erschien, er sei von einem Schwindelanfall befallen und brachte ihm das gewünschte Fußbad. Als er aber anfing sich auszukleiden, wurde es den Leuten doch zu arg, und sie fragten, ob der Herr Graf nicht in seine Wohnung gehen wollte. „Marsch hinaus!" war die Antwort, und mein Großvater las ruhig seinen Horatius weiter.

Als das Theater aus war, trat die alte Gräfin lachend in ihr Schlafzimmer und sagte: „Lieber Freund, ich teile mein Herz mit Ihm, aber nicht mein Bett."

Burg Toriſſa

Toriſſa und ſein merkwürdiges Schickſal hat meine Phantaſie lebhaft beſchäftigt, ſchon als ich noch Knabe war, die furchtbaren Ereigniſſe einer Nacht aber, mit all ihren romantiſchen und phantaſtiſchen Schatten tauchen noch heute vor meiner Seele auf.

Auf Burg Toriſſa hatten ſeit Jahrhunderten die Grafen Szirmay gehauſt. Auch meine Großmutter, Komteſſe Johanna Szirmay, wurde mit ihrem Bruder Alexander Szirmay auf Burg Toriſſa geboren und erzogen. Letzterer adoptierte ſpäter eine Dame, die in Berlin eine ſehr bekannte und beliebte Perſönlichkeit war, die Gattin des weiland öſterreichiſch-ungariſchen Botſchafters Grafen Emerich Széchenyi. Vom Grafen Alexander Szirmay, meinem Großonkel, hörte ich die authentiſche Geſchichte Toriſſas.

Die Burg hatte auf einem Hügel im Sároſer Komitat geſtanden. Sie war ein mächtiger Bau mit einer zweitürmigen Kirche geweſen, den ein Waſſergraben umgeben hatte. Die Familie Szirmay war von jeher ſehr kunſtſinnig geweſen und hatte die Burg faſt zu einem Muſeum von Kunſtſchätzen umgewandelt. Dem Grafen Thomas Szirmay hatte ſogar ein großes Orcheſter auf Schloß Toriſſa zur Verfügung geſtanden.

Meine Großmutter, eine Schülerin Hummels, hat Sonaten und Kantaten in einem tadelloſen ſtrengen Stil geſchrieben, und mit aufrichtiger Bewunderung durchblättere ich noch heute ihre vergilbten Notenhefte. Oft zeichnete mir mein Großonkel die Flucht der Zimmer auf, erzählte von einzelnen beſonders ſchönen Bildern italieniſcher Meiſter, von

Tischen und Konsolen aus Malachit, von den herrlichen Stuckoarbeiten des Speisesaales und dem blauseidenen Schlafzimmer meiner Urgroßmutter. Diese hatte eine unüberwindliche Angst vor Gewitter und Blitzschlag besessen. Beim Nahen eines Gewitters ging sie jedesmal zu Bett, zog die blauseidene Decke bis an die Ohren und ließ meine Großmutter Litaneien beten. Dazu mußte das Gesinde, um ihr Bett kniend, die Schlußworte sprechen. Bei jedem Blitzschlage schrie die ängstliche Dame unter ihrer Bettdecke laut auf: „Teixel!" Nun war es natürlich für die Umstehenden von überwältigender Komik, wenn es hieß: „Heiliger Bonifazius, bitte für uns — Teixel."

Die Burg hatte einen bedeutenden Kirchenschatz geborgen, unter anderem eine mit Edelsteinen reich verzierte Monstranz mit Gold und Silber, die so schwer war, daß zu ihrem Transport regelmäßig drei Männer in Anspruch genommen werden mußten. Das Familienarchiv war im Erdgeschoß untergebracht und barg Dokumente von unschätzbarem wissenschaftlichem Werte, die zum Teile noch aus dem zwölften Jahrhundert stammten.

Im Jahre 1813 ist diese Burg mit all ihren Schätzen versunken! Es klingt wie eine Fabel! Noch besitze ich den Brief des Verwalters Ivan Sztrázik, in welchem er seinem Herrn meldet, daß die Burg in einer Nacht versunken ist. „Ich vergieße Tränen, indem ich Euer Gnaden melden muß," schreibt er, „daß Sie keine Burg mehr in Tarcza (Torissa) besitzen."

Und nun beschreibt der zu Tode erschrockene Mann in unzusammenhängender, verworrener Weise die Katastrophe.

Mitternacht war es gewesen, da fingen plötzlich die großen Glocken der Kirche in dumpfen, einzelnen Schlägen an zu

läuten. Man glaubte an Feuersgefahr, und die Bewohner des Dorfes liefen nach der Burg. Unmittelbar darauf erhob sich ein starkes unterirdisches Getöse und die Tür der Gruft sprang auf. Aus ihr ergoß sich, einem Wildbache gleich, ein starker Strom, auf dem die Särge meiner Ahnen schwammen. Entsetzt, aber geistesgegenwärtig lief der Pfarrer in die Kirche, deren große Türme wie Perpendikel hin und her schwankten, um mit Lebensgefahr das Allerheiligste in Sicherheit zu bringen. Währenddessen sank die Burg immer tiefer in die Erde, und als die ersten Sonnenstrahlen die Erde zu neuem Leben wecken wollten, beleuchtete sie nur noch die zwei Kreuze der Kirche, die etwa eine halbe Klafter hoch aus der Erde hervorragten. Um 7 Uhr früh verschwanden auch diese, und blinkender gelber Sand bedeckte die Stätte, auf der noch vor wenigen Stunden eine stolze Burg gestanden hatte. Nicht weit vom Burggraben stand eine Kapelle, diese ist, ebenso wie der etwas weiter entfernt gelegene Meierhof und die Stallungen, wunderbarerweise erhalten geblieben. Als man daran ging, die Särge und die Leichen zu bergen, machte man die Entdeckung, daß eine fehlte, die der Gräfin Strasoldo-Sztáray. Zufällig trafen sich zwei Wochen später der Propst von Klein-Szeben und der Verwalter von Szent-Mihály, P. Durcsák, auf der Straße, die nach Dücsö führt. „Wohin fahren Euer Hochwürden?" fragte der Verwalter. „Ich fahre nach Dücsö!" war die Antwort. Da der Verwalter das gleiche Ziel hatte, kam man bald ins Gespräch. Im Laufe desselben erzählte der Verwalter, daß er drei Nächte hindurch einen sonderbaren Traum gehabt habe. Eine Gräfin Strasoldo-Sztáray sei zu ihm gekommen und habe ihn in Gottes Namen gebeten, er solle sie aus dem Dücsöer israelitischen

Graf Franz Zichy

PUBLIC LIBRARY

Friedhof exhumieren lassen und bei ihren Verwandten begraben. Erregt ergriff der Propst die Hand des Verwalters: „So war mir Gott helfe, ich hatte denselben Traum drei Nächte hindurch!" In größter Aufregung trafen die beiden in Dücsö ein. Nach einer halben Stunde wußten sie schon, daß eine angeschwemmte Leiche im israelitischen Friedhof beerdigt worden war. Weil sie graue Strümpfe trug, hatte man sie für eine Jüdin gehalten. Die Leiche wurde sofort exhumiert und in die Gruft nach Szent-Mihály überführt. So die Tradition!

Von der Burg Torissa also war nichts übrig geblieben als einige Gebeine und die Glocke, mit welcher man zu den Mahlzeiten geläutet hatte. Sie wurde sieben Meilen entfernt von Torissa im Schlamm gefunden. Wo ist die Burg? Ist sie in senkrechter Richtung versunken oder ist sie seitlich abgerutscht? Liegt sie tief? Der Hügel ist nicht groß, möglicherweise könnte man durch Nachgrabungen sicheres erfahren.

Mein Großvater Franz Graf Zichy

Es ist nicht meine Absicht, die Geschichte der Familie Zichy — dieses durchweg unmusikalischen Geschlechts — zu schreiben, deren Wiege wahrscheinlich am nördlichen Teil des Kaspischen Meeres gestanden hat. Wir sollen arabischer Abkunft sein. Lag ja an den Ufern des Kaspischen Meeres eine Provinz Zichya, und Dörfer „Zich" sind heute noch zu finden. Wir hatten und haben Prachtexemplare des orientalischen Typus unter uns aufzuweisen, so den kunstsinnigen alten Edmund Zichy, den gesinnungstreuen Politiker Ferdinand Zichy, den berühmten Patrioten, Geographen und Forscher Eugen Zichy. Im Familienarchiv besitzen wir Dokumente aus dem Jahre 1200. Offenbar beunruhigen wir schon durch längere Zeit das schöne Ungarland. Die Zichys sind tüchtige Politiker, brave Soldaten und kluge Finanzmänner. Der Staatskanzler Karl Zichy war in schweren Zeiten der Bedrängnis ein kräftiger Beschützer der Protestanten. Wir hatten auch einen Poeten unter uns, Peter Zichy, der durch seine glühenden Stanzen die schöne Klara Drugeth belästigte. Und Michael Zichy, den genialen Zeichner und Maler, der immer grünenden Lorbeer um sein Wappen flocht. Zichy heißt auf arabisch „Lauf der Sterne"; vielleicht ist dies der Grund, daß die meisten Zichy Astronomen sind und am Himmel der weiblichen Schönheit den Gang der blitzenden Augensterne eifrig verfolgen. Ein starkes, knorriges Geschlecht, weit verzweigt wie die Familie Meier. Mein Großvater Franz Zichy war der Typus eines alten Zichy. Ein schöner, rosiger, alter Herr, mit etwas schmalem Kopf, kalten, lichtblauen Augen und edelgeschnittenem

Profil. Er hatte für gewöhnlich die souveräne Ruhe eines Paschas, doch wenn er in Zorn geriet, da schüttelte er seinen ganzen Körper, und seine Umgebung zitterte. Nur ein kleiner Knirps fing an zu lachen, und der war ich. „Der Bub fürchtet sich nicht vor mir!" sprach er dann, und besänftigte sich. Im Winter hielt er in Preßburg seinen Haushalt. Da saß er gewöhnlich am Fenster, vor einem lichtgelben kleinen Tisch. In der Lade lagen Banknoten, alles in schönster Ordnung. Wir Enkel und kleineren Leute wurden immer beschenkt. Beim Gedenken des alten Herrn erinnere ich mich eines höchst komischen Intermezzos. In seiner Sommerresidenz auf Schloß Vedröd wurde sein Geburtstag gefeiert. Nahe an hundert Personen saßen an der Tafel. Sein Sohn Hippolyt, Domherr von Weitzen, erhob sich, um einen Toast auf das Wohl seines Vaters auszubringen. Der alte Herr erhob gebieterisch die Hand. „Setz di nieder und schweig," sprach er, „der Szabo soll reden!" Dieser, sein hinterlistiger, verschlagener Güterdirektor, entledigte sich seiner Aufgabe und erging sich in ekelerregenden Schmeicheleien. Auf einmal zeigte mein Großvater auf mich und sprach: „Und jetzt soll der Bub sprechen!" Meine Mutter stellte mich auf meinen Stuhl, und ich, ein kaum vierjähriger Knabe, erhob mein Glas. Ich hatte immer gehört, das größte Glück sei im Himmel. In meiner Unschuld wünschte ich also kurzerhand dem Großpapa, er möge baldigst in den Himmel kommen. „Du verfluchter Kerl!" rief der Alte und schüttelte bedenklich seinen Körper. Doch bald siegte die Komik der Situation, und auch er lachte herzlich über meinen Toast.

Der Haushalt meines Großvaters war nicht elegant, doch sehr groß. Sekretär, Archivar, ein großer Troß von

Dienern, Köchen, Zuckerbäckern, sogar zwei Läufern, bemühten sich, nichts zu tun. Bei einer Gelegenheit berichtete der Sekretär freudestrahlend, daß er 6000 Gulden am Küchenetat erspart habe. Der alte Herr schlug zornentbrannt auf den kleinen gelben Tisch. „Was?" schrie er, „du willst an meinem Magen Ersparnisse machen, du Pavian?"

Wenn wir ausfuhren, mußte ich immer einen kleinen Sack mit Silbermünzen halten. Mit vollen Händen warf er dann die Zwanziger den armen Leuten zu. Meine größte Freude war aber der Sonntag. Da saß er in seiner Hauskapelle in einem breiten Armstuhl, und in den Bänken saßen alle Söhne, Schwiegertöchter und Enkelkinder. Rückwärts hatte das Gesinde Platz genommen. Er betete laut, was immer meine größte Belustigung war. Da hieß es: „Erhalte die hohe Regierung, gib ihr Verstand, daß sie keine Dummheiten mehr mache, erhalte meine Ochsen, Schweine und Schafe. Erhalte meinen Sohn, Exzellenz Grafen Franz!" Dabei wendete er sich gegen seinen Sohn, der aufstand und mit einer tiefen Verbeugung danken mußte: „Ich küsse die Hand, Papa." Nun ging es weiter: „Ihre Exzellenz Gräfin Franz!" Die liebe gute Frau stand auf und dankte: „Ich küsse die Hand." Dann kamen der Sohn Leopold, mein Vater, der keine Exzellenz war, und endlich wir Enkelkinder an die Reihe. Wir riefen in allen Tonarten: „Ich küsse die Hand, Großpapa." Ganz zum Schluß gedachte er der alten hinkenden Kammerfrau seiner verstorbenen Frau, der alten Lisette. Der alte Herr wendete sich dabei ganz nach rückwärts und rief: „Gott erhalte mir meine arme alte, krumpe Lisette und das Paperl!" (sein Papagei). „Ich küß die Hand, Exzellenz," ertönten die mit Emphase gesprochenen Worte. Es war zu lustig!

Auch einen Hofkavalier, den alten pensionierten Major Busch, hatte mein Großvater. Dieser alte Krieger hatte mit Napoleon den Winterfeldzug nach Moskau unternommen und beide Füße erfroren. Er konnte viel Interessantes über den großen Korsen erzählen, hat sich aber an der üppigen Tafel meines Großvaters so toll und voll gegessen, daß er ganz konfus wurde und sich einbildete, er sei Freimaurer und der alte Herr sein Großmeister. Fast nach jeder Mittagstafel preßte er seine gefalteten Hände an seine Stirn und rief mit lauter Stimme: „Tubalkain, Sohn der Witwe, ich grüße dich!" Mein Großvater nahm höchst gelangweilt eine Prise und murmelte: „Dieser Major Busch wird von Tag zu Tag närrischer!" Endlich von Zorn übermannt, rief er laut: „Setz Er sich auf seinen erfrorenen H ..... und schweig Er!"

Alles dies ergötzte mich unbeschreiblich, und mit Freuden ertrug ich seine Zornesausbrüche, die mich gar nicht einzuschüchtern vermochten.

Eines Tages hatte er zwei Pfund Fisch gegessen und wurde davon schwerkrank. Sein Hausarzt Dr. M. machte eine bedenkliche Miene. Der Patient war nahezu 80 Jahre alt und gehörte in die Kategorie der Kranken, die für den Arzt immer zu früh sterben. Mein Großvater ließ seinen Sekretär rufen und befahl ihm, folgendes zu schreiben: „Ich will die Wahrheit über meinen Zustand erfahren. Wenn mir der Doktor die Wahrheit voraussagt, kriegt er 10000 Gulden, ob ich stirb oder nit. Wenn er aber lügt, so kriegt er nix!" Dies sonderbare Schriftstück unterschrieb er mit zwei Zeugen. Hierauf ließ er sich in den großen Saal tragen und in Gegenwart seiner Familie und des ganzen Gesindes mit den Sterbesakramenten versehen.

Der Doktor saß in einer Ecke und kratzte sich den Kopf. Was sollte er sagen? Nach seiner Überzeugung war der Patient verloren. Er wollte die Wahrheit sprechen, denn 10000 Gulden durften nicht mitsterben. Mein Großvater winkte, und der Arzt trat zum Krankenlager. „Was ist mit mir? Rede Er die Wahrheit!" — „Exzellenz, der Zustand ist ernst!" — „Larifari," polterte der Alte, „muß i sterben oder nit?" Der Arzt stammelte: „Leider ja, Exzellenz!" — „Gut", sprach mein Großvater, „man bringe mir ein Glas Tokaier!" Als ihm der Trunk gereicht wurde, trank er ein kleines Wasserglas voll in einem Zuge aus, dann wandte er sich zum Arzte und sprach: „I werd do nit sterben, aber seine 10000 Gulden sind hin!" Er lebte noch zehn Jahre lang.

* *
*

Als er das Gut Tetétlen erwarb, hörte er mit Entrüstung von der Verschwendung des früheren Besitzers Komáromy. Vor dem Wohnhaus steht ein Hügel, auf dem ein runder, turmartiger Bau aufgeführt war. Ein Komáromy hatte diesen als Sternwarte erbauen lassen. Er war ein gelehrter Mann gewesen, der mit Kant und Humboldt in regem Briefwechsel gestanden hatte. Sein Enkel war positiver: die astronomischen Instrumente wanderten zum Trödler, die Sternwarte wurde ein Lusthaus, in dem sich orgiastische Szenen abspielten, die Stiege wurde demoliert, und die Gäste beförderte eine Winde, damit sie nicht ohne den Willen des Hausherrn die Terrasse verlassen konnten. Unter dem Bau befand sich ein tiefer Brunnen, in den die lustigen Gäste die leeren Champagnerflaschen hineinwarfen, bis er vollkommen verschüttet war. Wenn dann in lauen

Sommernächten helles Gekicher und wüstes Gejohle ins friedliche Dorf herabklang, so blickte das sittliche Bauernvolk kopfschüttelnd hinauf zu der Lustbarkeit seines Herrn.

So ging es eine Zeitlang, als aber alle anderen Güter verprapt waren, kam die Reihe an Tetétlen. Man spielte. In der ersten Nacht verlor der Hausherr alle Wiesengründe, in der zweiten alle Ackerfelder und in der dritten das gesamte Inventar. Mein Großvater kaufte das Gut. Sinnend stand er vor dem Lusthaus. Dann wandte er sich zu seinem Inspektor und sprach: „Damit keinem von meinen Nachkommen einfallen möge, so ein Teufelsleben zu führen, wird Er aus dem Lusthaus eine Kirche bauen lassen. Auch bestelle ich einen Franziskanermönch als Hauskaplan!"

Und so geschah es. Mitten in meinem Garten steht heute die Kapelle, und Sonntags ertönen fromme Harmoniumklänge unter den kleinen Händen einer meiner Töchter.

Meine Eltern

Unter süßen Mutteraugen,
Stark in Liebe, stark im Glauben,
Unter Vaters treuer Wehr.
Besser werden
Hier auf Erden
Kann's nicht mehr.

Ein warmer Sonnenstrahl erhellt mein Herz, wenn ich an meine Eltern denke. Ich bin in allem ihr Schuldner geblieben, nur in meiner Liebe nicht. Und jetzt, da ich ein sechzig Jahre alter Mann geworden und diese Zeilen schreibe, knie ich im Geiste nieder und segne ihr Andenken.

Mein Vater

Ein kleiner, breitschultriger, starker Mann mit schönen lichten Kornblumenaugen, mit edler Nase und blondem Schnurrbart. Seine Kindheit war hart. In jener Zeit war das Kind nicht der Hausaltar der Eltern, aber ein notwendiges Hausgerät, das zugleich die Zukunft sicherte. „Kinder und Gläser sind nie genug im Hause," sprach mein Großvater. Das Schicksal des Kindes war der Erzieher oder die Erzieherin. Der Hofmeister meines Vaters war ein unbarmherziger Quälgeist und hieß, eine Ironie des Schicksals, Lamm! Er schlug die armen Knaben von früh morgens bis spät in die Nacht. Als mein armer Vater eines Abends, schon im Bette liegend, seinem Bruder Ladislaus zuflüsterte: „Du, heute habe ich keine Prügel bekommen!" hörte es der Unmensch und schlug ihm den Rücken wund. Sein größtes Vergnügen war, den Knaben die

Graf Leopold Zichy

BOSTON PUBLIC LIBRARY

Mahlzeiten zu entziehen und vor ihren Augen zu essen. — Eines Tages hängte er Ladislaus mit einem Riemen an den Händen auf, so daß er in der Luft baumelte. Mein Vater, ein zehn Jahre alter Knabe, trat zornentflammt vor seinen Erzieher und sprach: „Herr Lamm, wenn Sie meinen Bruder nicht sogleich befreien, so schwöre ich, Sie dereinst zu züchtigen." Der Scharfrichter hängte meinen Vater zu seinem Bruder. Die schreckliche Szene endete durch die Intervention eines alten Dieners, der die Kinder herunterholte.

Es vergingen Jahre, mein Vater wurde Husarenleutnant. Sein erster Gang war zu Herrn Lamm, der in Wien als Pensionist lebte. Der schmucke Offizier trug in der linken Hand eine Reitgerte. Ein gebrochener alter Mann öffnete ihm die Türe. „Kennen Sie mich?" fragte mein Vater. „Oh, mein geliebter Zögling!" stotterte der zu Tode Erschrockene. „Sie haben die Kinderjahre dieses geliebten Zöglings vergiftet, ich wollte Sie züchtigen!" sprach mein Vater und warf ihm die Reitgerte vor die Füße. „Sie sind krank, ich werde es nicht tun, Gott hat Sie schon gestraft!" Als mein Vater die drei Stockwerke heruntergepolterte, beruhigte er sich allmählich. Unter dem Tore blieb er stehen, und sein unvergleichliches Herz empfand Mitleid. Er ging wieder die Stiegen hinauf und sprach zu seinem einstigen Peiniger: „Ich war vorhin etwas heftig, was fehlt Ihnen eigentlich?"

Und dieser edle Mann hat sechzehnmal vor dem Feinde gestanden und gekämpft wie ein Löwe. Für seine Tapferkeit sprach ihm das ungarische Parlament einstimmig am 21. Dezember 1848 den Dank der Nation aus, und sein Name wurde auf die goldene Tafel der Helden geschrieben.

Als junger Leutnant hatte mein Vater ein merkwürdiges Abenteuer zu bestehen. Es war im Jahre 1831, als Rußland gemeinsam mit Österreich die galizische Grenze besetzt hielt. Russische und österreichische Offiziere speisten in einem gemeinsamen Lokal. Nach der Mahlzeit sagte Oberst Poniateff: „Les autrichiens sont des chiens!“ *) und wiederholte den fatalen Satz mehrere Male. Mein Vater sprang von seinem Sessel und verbat sich diese Beleidigung. Poniateff aber zog seinen Säbel und drang auf meinen Vater ein. Dieser besaß Geistesgegenwart genug, um dem Wütenden entgegenzurufen: „Ich wünsche keine Wirtshausrauferei, sondern ein Duell, bitte zwei Zeugen und einen anderen Ort!“ Die Zeugen waren bald zur Stelle. Man ging ins Nebenzimmer, und der Zweikampf begann. Er war schnell beendet, denn mein Vater spaltete mit einem furchtbaren Hieb den Schädel seines Gegners bis zum Nasenbein. Dann öffnete er die Türe des Speisezimmers und sagte zu den russischen Offizieren: „Meine Herren, ich hatte das Unglück, Ihren Obersten im Zweikampf zu töten. Wenn jemand von Ihnen mein Vorgehen für nicht korrekt hält, stehe ich jedem zu Diensten!“ Ein Wutschrei war die Antwort, die Säbel flogen aus den Scheiden, und mein Vater konnte sich nur unter dem Schutze seiner Kameraden zurückziehen und retten. Feldmarschalleutnant Fichtl, sein damaliger Brigadekommandeur, befahl dem tapferen Leutnant, sogleich nach Wien zu reisen und Kaiser Franz Bericht zu erstatten. Als Lakai verkleidet, wurde mein Vater auf dem Wagen der Gräfin Forgách aus dem Bereiche seiner Verfolger gebracht. Als er vor dem alten Kaiser stand und Bericht erstattete, nickte

*) „Die Österreicher sind Hunde!“

Gräfin Marie Zichy, geb. Gräfin Sztáray

PUBLIC LIBRARY

dieser wohlwollend mit dem Kopfe und sprach: „Das hat Er aber sehr gut getan, lieber Zichy — sehr gut! Ich danke Ihm und ernenne Ihn zum Oberleutnant ..."

Meine Mutter

Wer ist's, der deine Tugend preist,
Der ganzen Welt erzählt,
Und wohl mit hundert Schleiern deckt
Die Tat, wo du gefehlt?
Die jede Unbill still vergibt,
Vereinsamt duldet, harret, liebt,
So freudenvoll,
So ohne Groll?
Wer sollt' es sein? Wer könnt' es sein?
Ach niemand, nur die Mutter dein!

Sie war eine schöne, schlanke Frau mit blauen Augen, wunderschönen Händen und Füßen. Sie spielte gut Klavier und sang mit ihrer Mezzosopranstimme ergreifend schön. Als junges Mädchen hatte sie mehrere Winter in Wien verbracht und Gesangsunterricht bei Cäsar Badialli, derzeit einem berühmten Sänger der italienischen Stagione, genommen. Obgleich sehr ängstlich, besaß sie doch in entscheidenden Momenten große Energie. Ich war kaum zwei Monate alt, als sie mit uns vier Buben meinem Vater nachzog. In einem großen geschlossenen Wagen wurde die schwere, gefährliche Fahrt durch halb Ungarn gewagt. Auf dem Bock saß der treue Sekretär meines Vaters: Michael von Csiky, mein einstiger Erzieher und aufopfernder Freund. Russische Kolonnen hemmten die Fahrt, die Pferde wurden ausgespannt und der Wagen durch kräftige Arme aus dem Wege geräumt, das heißt über den Straßengraben auf das

Feld gestellt. Wie Zigeuner übernachteten wir oft am Waldesrand und litten Not wie Bettler. Wo österreichische Garnisonen waren, fanden wir kein Obdach, die Frau des Rebellen mußte hinaus in Nacht und Graus. Es wurde kalt. Der Spätherbst brachte Regen und Schnee. Eines Abends kammen wir an ein Kloster und flehten um Obdach. Die Kinder froren, hungerten und husteten entsetzlich. Der Prior, der österreichische Einquartierung erwartete, verweigerte den Einlaß. Unter dem Torweg stand der Wagen, und aus der geöffneten Tür des Refektoriums drangen Licht und Wärme und der lockende Duft eines Bratens, der aufgetragen war. Aus der Wagentür aber langten die Hände der drei größeren Buben. „Mutter, gib uns zu essen!" flehten sie einstimmig. Der Prior war sichtlich verlegen. Er murmelte zwar einige Worte der Entschuldigung, blieb aber sonst unerbittlich. Mit Tränen in den Augen winkte meine Mutter dem Kutscher, er möge umkehren.

Wie einst Elisabeth die Heilige in düsterer Nacht die Wartburg verlassen mußte, so wollte eben meine Mutter die ungastliche Schwelle des Klosters verlassen, des Hortes der Nächstenliebe und Barmherzigkeit. Da trat ein junger Priester hervor, ein Deutscher von Geburt. Pater Josef Wagner hieß er. Mit fester Stimme trat er dem Prior entgegen: „Hochwürdiger Herr Prior, diese arme Frau ist die Gattin eines ungarischen Helden! Sie wollen sie mit ihren kleinen Kindern in Not und Elend verlassen? Herr Prior, im Namen Jesu Christ, im Namen der Barmherzigkeit und des Ungarlandes werden wir Sie zwingen, dieser Frau Obdach zu gewähren!" — „So wahr uns Gott helfe!" klang es ringsum. Der Prior sprach mit verhaltenem Ingrimm: „Sie haben es zu verantworten!" und zog sich

№ 934

БИЛЕТЪ

Предъявителю сего Графъ Леопольдъ Зичи.

посланному мѣстнымъ Австрійскимъ Начальствомъ, для сбора разныхъ припасовъ для потребностей Россійской Арміи, всѣ воинскія команды обязаны чинить свободный и безпрепятственный пропускъ, какъ ему, такъ и находящимся въ вѣдѣніи его людямъ служителей

и не только не дѣлать ни какого препятствія, но оказывать всякое содѣйствіе къ достиженію предназначеннаго имъ мѣста. Въ удостовѣреніе чего данъ сей за подписомъ моимъ съ приложеніемъ гербовой печати Главнокомандующаго Дѣйствующею Арміею, Господина Генералъ-Фельдмаршала Князя Варшавскаго Графа Паскевича-Эриванскаго. Главная Квартира въ Калишъ

Исправляющій должность Дежурнаго Генерала Арміи, Генералъ-Маіоръ Замятинъ

Іюля 17 дня 1831 года.

PUBLIC LIBRARY

Geleitbrief des Fürsten Paskievič

zurück. Nun trat Pater Josef Wagner zum Wagenschlag und hob, ein zweiter, ungarischer Ekkehard, die schöne bebende Frau aus dem Wagen. Jeder Pater wollte ein Kind tragen, und gar bald saß alles um den gedeckten Tisch, mit Ausnahme meiner Wenigkeit, dem im Serviettenkorb ein Lager bereitet wurde. Lustig erklangen die Gläser, und nach ungarischer Art wurden Toaste gesprochen auf das Wohl aller der, die leben, gelebt haben und leben werden.

Den nächsten Tag kam Einquartierung, Fürst Paskievic zog in das Kloster. Er benahm sich sehr ritterlich meiner Mutter gegenüber, befahl dem Prior, uns so lange zu beherbergen, als es meine Mutter wünsche, und gab ihr einen russischen Geleitsbrief, der ihr für den letzten Teil der Reise von unbezahlbarem Nutzen war. Diesen Geleitsbrief besitze ich noch heute. Nach langer, schwerer Fahrt kam endlich meine Mutter mit uns Kindern in Födémes an, wo sie mein Vater erwartete.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, die Entstehung des ungarischen Freiheitskampfes und dessen politische Gründe zu erörtern. Ich will mich daher einzig und allein auf jene Umstände beschränken, die meinen Vater bestimmten, sich der großen nationalen Bewegung anzuschließen. In Wien herrschten desolate Verhältnisse. Ein herzensguter, doch überaus schwacher Monarch war der Spielball verschiedener Strömungen. Die Staatsgewalt wanderte sozusagen von einer Hand in die andere, und schließlich wußte niemand mehr, wem er zu gehorchen habe. Kaiserliche Befehle standen in krassem Widerspruche mit den königlichen Edikten, und es entstand ein Staatswirrwarr, der zur Revolution führen mußte. Mein Vater war mit seinem Husarenregiment „Wilhelm König von Preußen Nr. 10" in Gali-

zien stationiert. Da kam der Befehl des k. k. Kriegsministeriums aus Wien (bitte wohl zu bemerken: des k. k. Kriegsministeriums), mein Vater habe die Mannschaft auf die ungarische Verfassung zu vereidigen und eine ungarische Standarte zu führen. Das erste geschah, das zweite nicht, die alte Regimentsfahne mit dem österreichischen Adler wurde belassen und ein rotweißgrünes Band an die Fahnenstange gebunden. Nun kam der Befehl, nach Ungarn einzurücken und sich dem königlich ungarischen Ministerium zur Verfügung zu stellen. Es war die Revolution auf Allerhöchsten Befehl. Nun ging es in rasendem Tempo weiter, man kämpfte im Namen des Königs gegen die Truppen des Kaisers. Michael von Csiky, der treue Sekretär, hat alle diese Erlasse des Ministeriums wohl aufbewahrt und dadurch das Leben meines Vaters gerettet. Als Kossuth die Dynastie in Debreczen entsetzte, schnallte mein Vater seinen Pallasch ab und quittierte, wurde aber erst nach der Waffenstreckung von Világos entlassen. Schon vorher wurde sein Name mit dem des großen Julius Andrássy an den Galgen genagelt, und beide wurden mit so vielen anderen Ehrenmännern in contumaciam zum Tode verurteilt. Vor das Kriegsgericht gestellt, wurde er später freigesprochen, doch in Födémes, einem kleinen Gut meines Großvaters im Pozsonyer Komitat, interniert. Im Jahre 1851 durften wir nach Tirnau, einem kleinen Städtchen im Pozsonyer Komitat, ziehen, standen aber unter fortwährender polizeilicher Aufsicht.

Meine ersten Kinderjahre

Mein Erinnerungsvermögen reicht zurück bis zu unserer Ankunft in Tirnau. Es war im Jahre 1851. Der treue, einstige Husarenwachtmeister meines Vaters, Repej, trug mich einen langen Gang entlang, setzte mich sodann in ein ganz leeres Zimmer auf eine Pferdedecke nieder und sagte mir, dies sei mein Zimmer. Ich fing bitterlich an zu weinen, worauf mich der alte Soldat auf seinen Nacken setzte und mit mir im Zimmer umhergaloppierte. Dabei sang er ein Reiterlied mit der Endstrophe: „So reitet der Ungar in die Schlacht!"

Bis zu meinem dritten Jahre konnte ich keine Silbe sprechen. „Der Bub ist stumm!" hieß es, und viele unnütze Tränen wurden vergossen. Die Sommermonate haben wir in Födémes verbracht. Nicht weit vom Schlößchen war der Eisenbahndamm. Als einst meine Mutter mit mir am Fenster saß, sauste ein Zug vorbei. Ich hob meinen Finger und sprach: „Sipit a gözkocsi" (die Lokomotive pfeift). Und diese ersten Worte sind mein Lebensprogramm geworden. Ich habe die halbe Erdkugel als Virtuos durchfahren und wohne noch heute auf fünf Orten, außerdem durchquere ich alljährlich einige Meere, und die Lokomotive pfeift mir ihre schönsten Lieder.

Tirnau war zu jener Zeit ein recht ungesundes kleines Städtchen, von einer alten Bastei umgürtet. Mein Großvater war kein Geizhals, doch weit über seine Verhältnisse sparsam.

Wir lebten nicht auf großem Fuße und wurden durch Spione aller Art behelligt. Da kamen die allmächtigen

Gendarmen und setzten sich mit aufgepflanztem Bajonett an unseren Tisch, um unsere Gespräche zu belauschen und meinen Vater zu ärgern. Der tapfere alte Offizier schien sie gar nicht zu bemerken, sprach ruhig weiter und würdigte sie keines Blickes. „Vater," fragte ich einmal nach einem solchen Besuch, „warum gibst du deinen Gästen nichts zu essen und zu trinken?" Sein Gesicht wurde ernst und streng. „Die nähren sich nur vom Elend ihrer Mitmenschen!" war die Antwort. Ich konnte diese Antwort nicht verstehen, und mein kleiner Kinderkopf sann und grübelte fortwährend nach einer Erklärung. Während meiner ersten Kinderjahre kannte ich nur glückliche Tage, aber die Nächte waren voll Leiden, Furcht und Entsetzen. Wir wohnten in einem ehemaligen Kloster. Ein langer, gewölbter Gang führte zu unseren Zimmern. Vor meinen Fenstern erhob sich drohend die alte dunkelbraune, verwitterte Bastei, in deren Rissen und Löchern Eulen hausten. Schon mit drei Jahren kam ich infolge der Erkrankung meiner Kinderfrau zu meinem herzensguten, lieben Erzieher Michael von Csiky und blieb auch weiterhin seiner Pflege anvertraut. Nach dem Nachtmahl mußte er meinem Vater Gesellschaft leisten; das währte oft bis zur Mitternacht. Ich schlief mit meinem Erzieher in einem Zimmer, neben uns meine drei Brüder Alexander, Alexius und Ernst. Auf dem Schranke brannte eine Kerze, deren Licht die Eulen ans Fenster lockte. Zitternd und bebend hörte ich ihren Ruf, und Entsetzen bemächtigte sich meiner, wenn unter ihrem Flügelschlag die Fensterscheiben klirrten. Dann zog ich meine Decke über die Ohren, schwitzte, betete und weinte halbe Nächte lang. Ich litt wie ein Märtyrer. Wenn ich endlich am Ende des Ganges eine Tür öffnen und die ruhigen Schritte meines Erziehers nahen hörte,

Mein Bild aus dem Jahre 1852

PUBLIC LIBRARY

strömte Behaglichkeit durch meinen Körper, meine überreizten Nerven beruhigten sich, und mein Erzieher hatte noch nicht die Türklinke erfaßt, so schlief ich schon. So ging es Jahre hindurch, und ich sagte es niemand, wie ich litt. Ein Wort von mir hätte für meine besorgten Eltern genügt, um sofort Abhilfe zu schaffen, aber eine Kindesseele ist eben rätselhaft und schweigsam.

Ich war ein sehr ruhiges, sanftes und träumerisches Kind, betete viel und glaubte oft die Mutter Gottes und andere himmlische Gestalten zu sehen. Mein Zimmer war weiß getüncht. Aus dem Schatten der Unebenheiten schaffte sich meine fromme Kinderphantasie die erwähnten Visionen. Meine sehr fromme Mutter war davon tief gerührt, mein Vater aber wollte mit den tanzenden Engelsgestalten nichts zu schaffen haben. „Aus dem Buben wird noch ein Pfaff!" brummte er oftmals unwillig.

Ruhig ist es in unserer Kinderstube gewiß nicht zugegangen, und die Schlägereien zwischen meinen Brüdern waren nicht zu zählen. Ich jedoch hielt mich gewöhnlich fern davon. Alle drei Brüder waren Prachtbuben, groß und schön, Alexander und Alexius sanft, Ernst dagegen von fünfmalhunderttausend Teufeln besessen. In der Schule stellte er förmliche Völkerschlachten an, taufte die Judenbuben mit dem Rechentafelschwamm, insultierte auf der Straße die böhmischen Komitatsbeamten, in jener Zeit ein gefährliches Wagnis, und trieb jeden Schabernack, der sich überhaupt ausdenken ließ. Auf einem Kinderball lernte er seine kleine Balldame auf den Händen gehen und hielt ihre Beinchen wie die Stangen eines Schubkarrens in den Händen. Entsetzen der Mütter, Hohngelächter des kleinen Übeltäters. Standrecht und Exekution mit dem Riemen

meines Vaters waren die Folgeerscheinungen dieser merkwürdigen Kotillonfigur. Genützt hat's nicht viel, er war und blieb ein Enfant terrible. Den größten Spaß bereitete es ihm, mit seinem Bruder Alexius einen Peitschenzweikampf zu bestehen und sich gegenseitig in aller brüderlichen Liebe blutig zu schlagen. „Poetus, es schmerzt nicht," hieß es da immer, und der Sieger war gewöhnlich so zerschlagen wie der Besiegte. — Unter solchen Umständen hatte unser armer Erzieher wahrlich keinen leichten Stand, denn vier Buben zu bändigen ist gewiß kein Spaß, besonders wenn ein Ernst unter ihnen ist. Jedesmal vor dem Speisen mußten wir uns alle vier auf ein Sofa setzen, und der gute Esiky bemühte sich mit Kamm und Bürste, unsere Borsten gefügig zu machen. Kaum war einer fertiggekämmt, so bohrte er schon wieder seinen Kopf wie ein unbändiges Stierkalb in eine Ecke, und es dauerte oft eine Stunde, bis wir leidlich frisiert waren. Nach dem Essen ging die Prügelei los. Ernst sprang wie eine Tigerkatze auf seine großen, bedeutend stärkeren Brüder los. Eines Tages verlor selbst der engelsgute Alexander seine Geduld, er erfaßte den Unhold mit beiden Händen und schwang ihn buchstäblich in der Luft herum. Als er ihn losließ, sauste er mit dem Kopf an den Kachelofen, durchschlug ihn und fiel mit dem Gesicht nach unten in die Asche. Wir zogen ihn an den Beinen heraus. Himmel, wie sah er aus!

Ein andermal kam eine Sendung Zahnpasta. Ernst putzte sogleich die Zähne des alten Jagdhundes Lord damit. Das gute Tier ertrug es eine Weile, endlich ward ihm aber die Sache zu bunt, und er nahm Reißaus. Aus seinem halb offenen Maul quoll die rote Zahnpasta heraus.

Bruder Ernst als Kind

PUBLIC LIBRARY

Zu seinem Unglück begegnete ihm die französische Bonne auf dem Gange. „Un chien enragé," schrie sie aus voller Kehle, und der Ruf drang durch das ganze Haus. „Der Lord ist toll, der Lord ist toll!"

Mein Vater griff schon nach seinem Jagdgewehr, da gaben wir schnell die Erklärung zur Entstehung des roten Schaumes. Mein Vater fragte gar nicht, wer der Missetäter war. Natürlich Ernst!

Das Leben in Tirnau bewegte sich in sehr engen Kreisen. Es war ein Krähwinkel erster Klasse. Eines Tages zog eine Theatertruppe unter Direktion einer gewissen Frau Siege mit ihrem Thespiskarren in Tirnau ein. Es stand zwar auf den Theaterzetteln gedruckt: „Das Theater ist geheizt," das war aber nur teilweise wahr. In Wirklichkeit wurde nur dann geheizt, wenn meine Mutter die Vorstellung besuchte. Ganz Tirnau stand nachmittags gegen fünf Uhr an den Fenstern, um zu konstatieren, ob unser alter Hausknecht Johann Holz ins Theater trug. In diesem erfreulichen Falle war dann das Theater immer gut besucht.

In jener Zeit fuhr noch eine Pferdebahn von Tirnau nach Preßburg, die wegen des Gepolters und Schüttelns im Volksmunde den Namen „Schnackerlbahn" führte. Wenn mein Vater reisen wollte, ließ er es den Abend zuvor sagen. Es wurde dann nicht früher abgefahren, bis er erschienen war, oft eine halbe Stunde später, als der Fahrplan angab. Alles wartete geduldig und ohne zu murren, denn mein Vater hatte sich einer allgemeinen Hochschätzung zu erfreuen. Er war die personifizierte Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit und Güte, für jedermann in der Not ein Helfer, in der Gefahr ein Retter. Er konnte keine Ungerechtigkeit sehen, ohne einzuschreiten. Einmal schlug ein halbwüchsiger, roher Bursche

seinen jüngeren Bruder mit einem Steine auf den Rücken. Mein Vater stand zufällig am Fenster und rasierte sich. Als er diese Untat bemerkte, griff er sogleich nach seinem Stock und raste in minimaler Toilette, mit eingeseiftem Gesicht auf die Straße und züchtigte den rohen Burschen. Baronin Bibra sah diese Szene und fragte hellauflachend: „Aber Graf Zichy, in welchem Aufzug kommen Sie denn auf die Straße?" Mein Vater verbeugte sich mit der Grandezza eines spanischen Prinzen und entgegnete: „Baronin, die Gerechtigkeit findet nicht Zeit, Toilette zu machen."

Immer war mein Vater heiter und guter Dinge. Gern besuchte er mit uns die Klosterbälle, eine Spezialität Tirnaus. Im Fasching wurden wir zu wiederholten Malen eingeladen.

Wenn wir dann nachts das Kloster verließen, mußten wir an der Sakristei vorüber. In einer Ecke stand ein großer Sarg mit den Gebeinen dreier Märtyrer. Die Legende erzählte, daß die morschen Knochen vor jedem Unglücksfall, welchen die Stadt oder das Kloster bedrohte, laut an den Sargdeckel klopften. Mir standen die Haare zu Berge, wenn ich am Sarg vorbeigehen mußte. Selbstredend hörte ich es dann immer klopfen.

Drei Jahre alt, fing ich an, Klavier zu klimpern. Meine Nase reichte gerade bis zur Klaviatur, und ich suchte konsonierende Intervalle, geradeso wie heute auch noch. Meine sehr musikalische Mutter war von meinem Ernst und meiner Ausdauer überrascht, und als ich ihr eines Tages die Melodie des Venezianischen Gondelliedes von Willmers mit einem Finger nachklimperte, umarmte sie mich stürmisch und trug mich vom Klavier weg. Fünf Jahre alt, bildete ich rhythmische Satzfragmente und ließ mich selbst durch die

Bruder Ernst (1909)
Nach einem Originalgemälde von László

PUBLIC LIBRARY

Püffe meines Bruders Ernst nicht mehr vom Klavier verdrängen.

Dieser war und ist die großartigste musikalische Talentlosigkeit, die mir je begegnete. Auf meinem Landgut Tetétlen sang er eines Abends ein ungarisches Lied in so empörender Weise, daß die Nachtwächter mit der Waffe in der Faust in den Salon drangen. Sie glaubten, wir würden von Räubern gespießt. Heute ist der große Sänger und ruheloſe Kobold ein Mann geworden, der stundenlang vor seiner Staffelei sitzt und stimmungsvolle Bilder malt. Ein wahres Wunder. Und dies hat mit ihrem Singen auch eine Lorelei getan.

Fünf Jahre alt, bekam ich einen Klavierlehrer, Herrn Machalitzki. Er unterrichtete meinen ältesten Bruder Alexander schon einige Jahre mit sehr wenig Erfolg. Mit mir ging's besser, und schon nach einigen Monaten spielte ich ihm alle kleinen Stückchen nach dem Gehör, ohne eine Ahnung vom Notenlesen zu haben. Wohl blickte ich ins Notenheft, wußte auch, wann umgeblättert werden mußte, gab sogar mit einem souveränen Kopfnicken das Zeichen dazu, kannte aber keine einzige Note. Der gute alte Herr lachte herzlich über meine Keckheit und plagte sich nicht weiter mit mir. Es war die Theorie des Papageiunterrichtes. Auf die Frage meines Vaters, ob der kleine Musikant gute Fortschritte mache, antwortete er: „Die rechte Hand ist außerordentlich gewandt, aus der linken wird aber nie was werden." Mit sieben Jahren kaufte ich mir eine Violine und ärgerte meinen Bruder Ernst nicht wenig damit.

In den Sommermonaten zogen wir nach Szomolány, einem Dörfchen am Fuße der kleinen Karpathen. Eine herrliche Gegend! Quellenreiche, grüne Täler, mächtige Buchen-

wälder und eine malerisch gelegene Schloßruine beschäftigten die niemals rastende Phantasie meiner Kinderseele. Wir wohnten in einem bescheidenen Häuschen, hinter welchem sich ein schattiger Garten an die Berglehne schmiegte.

Alexius wurde in die Kadettenschule nach Hainburg gebracht, und wir waren bloß noch drei Buben zu Hause. Er wollte Soldat werden wie sein Vater. Der Abschied war schwer, denn wir hatten ihn alle sehr lieb. Ernst wollte die entstehende Lücke auf seine Art ausfüllen und wurde immer unbändiger. Besonders hatte er es auf mich abgesehen. Mein in sich gekehrtes ruhiges Wesen, meine Frömmigkeit und Folgsamkeit reizten ihn fortwährend. Unser Erzieher untersagte uns, unreifes Obst zu essen und in den feuchten Rasen zu treten. Ernst schleppte mich auf den Rasen, stopfte mir irgendeine unreife Frucht in den Mund und rief lachend: „Du hast angefangen, unfolgsam zu sein, nun kannst du mich nicht verklagen." Er lockte mich auf hohe Bäume, ließ mich oben sitzen und rief von unten herauf: „Nun mögen dich deine Engel herunterholen, ich helfe dir nicht!" Dann ging es wieder in den Stall. Ich war ein furchtsames, es widerstrebt mir, das Wort niederzuschreiben, ein feiges Kind. Ernst höhnte mich deswegen: „Wenn du so großes Vertrauen zu deinen Engeln und Heiligen hast, so setze dich auf das Pferd, es kann dir ja nichts geschehen!" Ich antwortete mit der Überzeugung eines Illuminaten: „Es wird mir auch nichts geschehen!" und kroch via Hafertruhe auf den Rücken des Pferdes. Der Angstschweiß stand mir dabei auf der Stirne, ich zitterte und bebte bis in mein Innerstes. Der tolle Bub fing nun an, das Pferd zu schlagen, bis ich herunterfiel. Unbegreiflicherweise bin ich ihm immer wieder auf den Leim gegangen. Der Wagen-

schuppen stand an der Berglehne, und es mußten immer Steine unter die Räder der Wagen gelegt werden, damit sie nicht herunterliefen. Einst lockte er mich auf den Wagen, nahm die Steine weg, und ich raste den Berg hinab. Mein Erzieher sah meine kritische Lage und öffnete eine Tür, die in den Torweg mündete. Die Wagenstange stieß an die Tür, wobei mein Erzieher eine bedenkliche Verletzung an der Stirn davontrug. Große Exekution, aber ohne jeden Erfolg. Lachend sagte mir danach Ernst: „Ach, wenn nur Alexius noch da wäre, der kann andere Hiebe geben als Papa."

Als Ernst immer unbändiger wurde, erschien eine Stütze des Erziehers, ein Pole, ja es hieß sogar ein Graf. Er sollte uns französischen Unterricht geben und Csiky im Kampf mit dem Drachen beistehen. Ein schmächtiger, schlottriger Kavalier mit gefärbtem blondem Haar wollte unserem kleinen Siegfried imponieren. Eines Tages entstanden arge Differenzen. Unser Graf steckte beide Hände in die rückwärtigen Rocktaschen, blähte sich bedenklich auf und schritt, zu dem Äußersten entschlossen, drohend auf Ernst zu. Dieser lachte wie besessen, drehte ihm eine Nase und rief: „Alter Truthahn, alter Truthahn!" Das war zuviel, der edle Pole erhob die Hand zu einem Backenstreich, mein Ernst stellte ihm aber ein Bein, und er purzelte samt seinem gerechten Zorn in eine Pfütze. Als er sich mit Würde erhob, war ich allein noch auf dem Schlachtfelde. Gelassen fragte er mich: „Es hat's doch niemand gesehen?" Auf meine verneinende Antwort sprach er dann ruhig und gefaßt: „Reden wir nicht mehr darüber, mein Kind."

Auch noch in Szomolány wurde mein Vater polizeilich beobachtet. Ich erinnere mich noch eines empörenden Vorfalls. Wir feierten seinen Geburtstag und bauten mit

unsäglicher Mühe im Garten ein Transparent auf. Da erglänzten in ungarischer Sprache die Worte: „Hoch lebe unser lieber Vater!“ Eine kleine rotweißgrüne Fahne stand am Peristyl und versuchte, so gut sie konnte, zu wehen, denn sie war ja aus steifem Papier geschnitten. Da traten zwei Gendarmen in den Garten, rissen die Fahne vom Transparent herab und ordneten das sofortige Verlöschen der Kerzen an. Als die Helden den Garten verlassen hatten, hob mein Vater die dreifarbigen Papierfetzen vom Boden auf, steckte sie in seine linke Brusttasche und sprach: „Ich danke euch, Kinder, ihr habt mir eine große Freude bereitet!“ So etwas vergißt man auch auf seinem Sterbebette nicht!

Die Bevölkerung Szomolánys waren Slowaken, gute, treue, ungarisch gesinnte Patrioten, die meinen Vater vergötterten. Unser Hof war immer voller Menschen. Kranke, Bettler, Hilfe-, Rat- und Beistandsuchende drängten sich an den edlen, guten Mann, der sein Herz vor niemand verschloß. Bei Feuersgefahr war er der erste auf der Unglücksstätte und kam oft mit halbverkohlten Kleidern und versengtem Schnurrbart nach Hause. Dabei fand er dies alles so selbstverständlich, wie wenn es nicht anders sein könnte.

Vor unserem Hause stand unter einer großen Linde die Feuerglocke. Sie wurde auch jeden Abend um 8 Uhr geläutet und hatte einen unbeschreiblich schneidenden, wimmernden, garstigen Klang. Ich bekam regelmäßig Schüttelfrost, wenn sie geläutet wurde, und weinte manchmal noch zwei Stunden nach dem Läuten. Als reifer Mann hörte ich diese Glocke wieder, und noch immer war mir ihr Ton unangenehm, fast Ekel erregend.

Marianna von Ofuzy

BOSTON PUBLIC LIBRARY

Schon als Kind war ich nervös und beinahe überempfindlich, doch folgte ich meinen Eltern aufs Wort und wurde fast nie gestraft. Einmal entzog man mir den Nachmittagskaffee, und dies versetzte mich in eine so todestraurige Gemütsstimmung, daß ich dachte, ich müsse nun Hungers sterben. In diesem Zustande kindlicher Verzweiflung setzte ich mich weinend ans Fenster und aß — 32 Fliegen. (Für diejenigen, welche sich diesen Genuß noch nicht gegönnt haben, erwähne ich, daß sie nach Zitrone schmecken.) Meine arme Mutter war der Verzweiflung nahe und dachte, ich müßte erkranken.

Es wurden mir also die entsprechenden Mittel nebst einem kleinen gedämpften Paukenschlag auf meine Sitzgelegenheit verabreicht.

Im Spätherbst kehrten wir nach Tirnau zurück, und da geschah etwas für mich Unverständliches, Mysteriöses. Ich erblickte die kleine sieben Jahre alte Marianne von Csuzi (dereinstige Gräfin Bechevet), und in meinem Herzen erwachte ein mir bis dahin fremdes Gefühl, ein Schwanken zwischen jauchzender Freude, weinender Rührung und sinnender Melancholie. Ich war im Alter von fünf Jahren verliebt.

Was mich erfreut — war Liebe,
Was mich gereut — war Liebe,
Was ich ersehnt — war Liebe,
Was ich verfemt — war Liebe,
Was mich beglückt — war Liebe,
Was mich zerstückt — war Liebe,
Was ich gesucht — war Liebe,
Was ich verflucht — war Liebe,
Liebe, Liebe, nichts als Liebe,
Und aus diesem Wurzeltriebe
Erwuchs mit Allgewalt
Ein hoher Zauberwald!

Die kleine Marianne war ein selten schönes Kind mit herrlichen, großen, runden Augen, feingeschnittenem Stumpfnäschen und kirschrotem, schwellendem Mündchen. Ich kaufte goldgerändertes Papier und malte ein pathologisches rotes Fettherz darauf, ein großer Küraſſierdegen von zweifelhafter Form durchbohrte dasselbe, und oben prangte ein Büschel gelber Rüben, die Flammen vorstellen sollten. Darunter schrieb ich mein erstes Gedicht, und zwar in französischer Sprache:

„Mon cœur tout en feu,
Vous fait des ardents vœux.
Aimez moi, comme je vous aime,
C'est le vœux de votre Géza extrême."

In meinem ganzen Leben hatte ich nie wieder solch einen großen, unbestrittenen Erfolg wie mit diesem Gedicht. Freilich wurden meine Herzensergüsse in unangenehmer Weise unterbrochen.

Das kam so: In Vedröd wurde wieder einmal Geburtstag meines Großvaters gefeiert, und ich speiste zur Ehre des Tages fünfmal zu Mittag. Meine arme Mutter war nicht zugegen, sie pflegte meinen schwerkranken Bruder Alexander in Tirnau. Da wurde auch ich krank, und gar bald zeigte sich, daß ich mir den Typhus angegessen hatte.

Wochenlang lag ich besinnungslos auf meinem Krankenlager. Endlich erholte ich mich und konnte mein Bett verlassen. Wir rüsteten uns schon zur Reise nach Szomolány, als ich unseren Hausarzt quälte, mir den Genuß frischer Kartoffeln zu gestatten. Der brave Mann wehrte sich, so viel er konnte, schließlich gestattete er mir drei Bissen. Diese drei Bissen waren verhängnisvoll genug. Ich kam unter

entsetzlichen Krämpfen, an die ich mich noch heute erinnere, in Szomolány an und erlitt einen Rückfall meines schweren Leidens. Ich war aufs neue wochenlang besinnungslos und schwebte in höchster Lebensgefahr. Eines Tages erwachte ich und hörte, wie der Pfarrer mit meinem Erzieher sprach: „Der Bub ist leider verloren," sagte er leise, „es dauert keine 24 Stunden mehr, sehen Sie nur seine eingefallenen Augen, es liegt schon der Schatten des Todes über ihnen." Mein Erzieher antwortete unwillig: „Der Bub ist zähe wie eine Katze und wird nicht sterben." — „Sie sollten doch die Eltern vorbereiten und schon jetzt einen schönen Sarg aus Tirnau holen lassen," fügte der Pfarrer gefühlvoll hinzu. Merkwürdigerweise machte dieses Gespräch keinen nennenswerten Eindruck auf mich, und ich dachte nur: ‚Nun, ich werde nicht an den Sargdeckel klopfen wie die Märtyrer im Kloster zu Tirnau.' Am nächsten Tage kamen zwei Jesuiten an mein Krankenlager, beteten lange und inbrünstig für mich und legten eine Muttergottesmedaille auf meine Brust. Ich sah sie wie traumverloren. Endlich trat mit der Rekonvaleszenz auch der quälende Hunger ein, und ich besprach tagelang mit meinem jungen Aushilfslehrer, Karl Lojka, was ich alles essen wolle. Es wurden lange Speisezettel kombiniert, während meine gute Mutter selbst die Suppe kochte und die Reiskörner abzählte. Ich war zum Skelett abgemagert, und meine Mutter weinte stets, wenn sie meine Knochen mit warmem Wein wusch. Endlich kehrte ich mit Gottes Willen zum Leben und zu meinem geliebten Klavier zurück. Ich konnte wieder dem Gesang und Klavierspiel meiner Mutter lauschen und allerlei Unsinn in möglichen und unmöglichen Formen komponieren. Ab und zu spielte ich auch wieder Violine, schrieb neue Gedichte an Marianne,

betrieb meine Studien und ertrug die Püffe meines Bruders Ernst, der sich über meine Genesung sehr erfreut zeigte und bei jedem Puff lachend ausrief: „Verfluchter Kerl, du wärst mir bald abgekratzt."

Er hatte ja ein goldenes Herz und hat es bis heute noch nicht verloren.

Ein rätselhafter Mann

In dem Hause, das uns in Tirnau beherbergte, wohnte in zwei ebenerdigen gewölbten Zimmern ein merkwürdiger, rätselhafter Mann; eine gedrungene, breitschultrige Gestalt unter einem imposanten Lockenkopf. Seine hohe, mächtige Stirne, seine großen runden Augen, die vornehm geschwungene Adlernase, das energische Kinn und der schöne Mund mit den perlweißen Zähnen gaben ihm das Gepräge eines ungewöhnlich intelligenten, edlen und schönen Mannes, dessen äußere Ähnlichkeit mit Goethe geradezu überraschen mußte. Dazu trug er einen illustren Namen: Graf Wilhelm Caracciollo. Seine Familie hatte viele Staatsmänner, tüchtige Offiziere, einen Heiligen und einen Admiral hervorgebracht. Wie, wann und warum er nach Ungarn, nach Tirnau kam? Niemand wußte es. Wenn wir verstohlen in sein Zimmer blickten, sahen wir merkwürdige alte Bücher, Teleskope, physikalische Instrumente, Erdkugeln und sechs große, eisenbeschlagene Kisten. Ein wahres Laboratorium des Doktor Faustus. Sein langer dunkelblauer Rock mit dem bis zu den Ohren reichenden Kragen zeigte die Spuren hohen Alters und war bereits stark fadenscheinig. Um den Hals trug er eine weiße Binde, aus der zwei spitze Vatermörder drohend hervorlugten. Der alte Herr lebte in ärmlichen Verhältnissen, und die Hausbesorgerin, die sein Zimmer fegte, sagte, daß er manchmal tagelang nichts als Brot esse und nur einige Glas Milch dazu trinke. Meine Eltern fühlten Mitleid mit dem alten intelligenten Mann und beauftragten daher eines Tages meinen Erzieher, den Sonderling zum Essen einzuladen. Mein Erzieher klopfte also an

die immer verschlossene Tür, der Schlüssel drehte sich knarrend zweimal im Schloß, und auf der Schwelle erschien Caracciollo, in ein Leintuch gehüllt. Er nahm eben ein Luftbad. „Was wollen Sie?“ fragte er. „Herr Graf, mein Name ist Michael von Csiky, ich bin der Erzieher der kleinen Grafen Zichy und durch meine Herrschaft beauftragt, Sie morgen zum Speisen einzuladen.“ — Der alte Herr richtete sich hoch auf und sprach: „Ich heiße Caracciollo, pfeife auf Ihre Herrschaft, und verbiete es Ihnen, Herr von Csiky, Verzieher der kleinen Grafen, mich je wieder zu belästigen.“ Dabei flog die Tür krachend ins Schloß. Als Csiky über seinen freundlichen Empfang Bericht erstattete, drehte mein Vater an seinem Schnurrbart und brummte vor sich hin: „Den alten Kauz muß ich kennen lernen.“

Nach einigen Tagen wurde Csiky wieder beauftragt, beim alten Herrn vorzusprechen und anzufragen, ob er meinen Vater empfangen wolle. Es war ein unangenehmer Auftrag, und der gute Csiky klopfte sorgenschweren Herzens an die Türe des alten Brummbären. Caracciollo schien heute in besserer Stimmung zu sein. Als er Csikys ansichtig wurde, lachte er hell auf. „Herr von Csiky, Sie müssen sehr viel freie Zeit haben, um immerwährend die Treppen auf und ab laufen zu können.“ Csiky war schlau, er sprach kein Wort über seinen Auftrag, fragte aber mit unschuldiger Miene, ob der Herr Graf ein spanisches Wörterbuch besitze. „Ich habe Wörterbücher aller europäischen Sprachen, treten Sie ein,“ war die Antwort. Gar bald saßen die Männer bei gewichtigen Folianten, und Csiky bemerkte staunend, daß der alte Herr sechs Sprachen gründlich kannte und geläufig sprach. Im Laufe des Gespräches erwähnte Csiky auch den beabsichtigten Besuch meines Vaters.

„In Tirnau ist nicht viel los," war die Antwort, „der Herr Graf wird aber gewiß andere Zerstreuung finden als mich, ich tauge nicht zum Lustigmacher." Nun schilderte Csiky in beredten Worten die Herzensgüte meiner Eltern und versicherte den alten Sonderling, mein Vater werde ihn nunmehr gewiß nicht stören. „In der großen Welt ist ein Versprechen nur eine konventionelle Lüge," war die Antwort. Die Mission war also gescheitert, eine Annäherung aber doch erreicht.

Eines Tages speiste mein Vater im Gasthaus. Da bemerkte er Caracciollo, der eine halbe Portion Suppe und Gemüse aß. Am folgenden Tage klopfte er an die Tür des Sonderlings, die ihm Caracciollo mit den Worten öffnete: „Graf Caracciollo ist nicht zu Hause!" Mein Vater aber umarmte in seiner geraden Soldatenart den alten Brummbären, trat ein und sagte: „Ich muß doch nachsehen, ob er wirklich nicht zu Hause ist!" Er hatte in seiner Art etwas, dem man nicht zu widerstehen vermochte und überwältigte trotz seines schlichten Wesens jedermann durch die Wärme seiner Herzlichkeit. „Ich lade dich für dein ganzes Leben an unseren Tisch!" sprach er ohne Umschweife. „Du mußt diese Einladung annehmen, ich will dich nicht so verlassen wissen, hier meine Hand, schlag ein!" Caracciollo wurde weich; Jahrzehnte hindurch hatte sich niemand um ihn bekümmert, da kam dieser Fremde. Er zerdrückte eine Träne in seinem alten Auge, wies auf seinen fadenscheinigen Rock und sprach, um seine Rührung zu verbergen, mit überlauter Stimme: „Wie kann ich zu Ihnen kommen, ich habe ja keinen ganzen Rock!" Mein Vater hatte Caracciollos Größe. Statt jeder Antwort zog der alte Soldat seinen Rock aus, legte ihn auf die Lehne eines Stuhles und kam in Hemdärmeln nach

Hause. Es war ergreifend, als Caracciollo am nächsten Tag den Rock zurückbrachte. Er blieb aber doch nicht zum Essen, und als ihn mein Vater mit Gewalt zurückhalten wollte, gab er zur Antwort: „Ich kann kein Gnadenbrot essen." Spätherbst war es. Mit eiskalten Stürmen zog der November ins Land. Eines Morgens, die Äste hingen schon kahl und vereist von den Bäumen, da ging ich mit meinem Vater den kleinen Bach entlang, der vor den Stadtmauern rieselte. An einer scharfen Wendung blieben wir beide überrascht stehen. Caracciollo kniete am Ufer des teilweise schon zugefrorenen Baches und wusch seine Wäsche. Rock und Hut lagen neben ihm im dürren Grase, und seine weißen Locken flatterten im Winde. Es war ein rührendes Bild menschlichen Elends. Er sah aus wie ein verstoßener König Lear. Der mächtige Brustkasten meines Vaters hob und senkte sich vor innerer Erregung. Stürmisch schloß er den Greis in seine Arme, drückte ihn an sein Herz, und ich hörte immer wieder die Worte: „Hier ist dein Platz, hier ist dein Platz, hier wirst du dereinst sterben." Caracciollo flocht seine Arme um den Nacken meines Vaters, und beide weinten vor Ergriffenheit. Anfangs stand ich wie versteinert da, endlich fing auch ich zu weinen an.

Von dieser Stunde an war Caracciollo ein treuer Freund und Berater meiner Eltern bis zu seinem Tode, der im Jahre 1860 erfolgte. Er speiste tagtäglich bei uns und wurde uns immer lieber. Niemals sagte er eine Schmeichelei, eine Unwahrheit. Überall wußte er Bescheid, ein lebendes Konversationslexikon. Nur, wenn man nach seiner Vergangenheit fragte, entgegnete er stets: „Ich erinnere mich nicht mehr." Er war ein gewiegter Musikkenner. Wenn meine Mutter sang oder Klavier spielte,

Mein Bild im Jahre 1860

PUBLIC LIBRARY

saß er stundenlang in einer Ecke und hörte zu, strenge Kritik übend, die er jedoch immer zu motivieren verstand. Über meine musikalischen Versuche äußerte er sich immer: „Du bist ein talentierter Luftikus, warte nur, warte, du mußt noch ganz anders schwitzen!"

Schwere Konflikte hatte er mit Ernst zu bestehen. Caracciollo war Wetterprophet. Wenn er Regen prophezeit hatte und Schnee fiel, stimmte Ernst ein Hohngelächter an: „Graf Caracciollo, es schneit, es schneit!" schrie der Teufelsbube und tanzte um ihn im Kreise herum. „Dummer Bub, Schnee ist ja versteckter Regen," war die Antwort. Er nannte Ernst einen randalierenden Tumultuant, besonders wenn dieser ihm auf die Füße trat. In Szomolány bestieg der alte Herr alle Berge und brachte meiner Mutter große Blumensträuße, in Begleitung irgendeiner französischen, italienischen oder spanischen Stanze, die er graziös vorzutragen verstand. Meine Mutter nannte ihn „Freund Caracci", und mein Vater stellte ihn im Scherze immer als „Courmacher meiner Gattin" vor. Als Achtzigjähriger fing er noch an, mit Csiky Ungarisch zu lernen und brachte es merkwürdig weit.

1858 wurde die prachtvolle Erscheinung des Donatischen Kometen am Himmel sichtbar. Wir waren in Szomolány, und das Gestirn stand über unserem Garten, ein Viertel des Firmamentes ausfüllend. Sein mächtiger Schweif erglänzte in so zauberhaftem Lichte, daß man bei dieser Himmelslampe gedruckte Schrift lesen konnte. Caracciollo beschrieb uns die Bahn des Universumtrotters und hielt förmlich Vorlesungen über ihn. Wenn er dann sein langes Fernrohr gegen den Himmel richtete, fand Ernst immer Gelegenheit, einen Besen vor die Linse zu schieben. Der „Tumultuant" war eben unverbesserlich.

Der alte Herr war ein großer Anhänger der Kaltwasserkur, ein fanatischer Prießnitzianer. Er trank keinen Tropfen Wein, badete den halben Tag hindurch und nahm selbst im Winter Luftbäder. Trotzdem fingen seine Kräfte endlich an nachzulassen. Er stand im siebenundachtzigsten Jahre, da wollte der Tod seinen lebensfälligen Wechsel nicht mehr prolongieren. Am Karfreitag des Jahres 1860 ließ uns der Alte alle zu sich rufen und nahm rührenden Abschied. Meinem Vater sagte er: „Leopold, du hast mich armen Wanderer wie einen Handwerksburschen auf der staubigen Straße der Armut und Not gefunden und in dein behagliches Heim gebracht, du hast mich nie fühlen lassen, daß ich dein Gnadenbrot esse, du hast mir die letzten Jahre meines Lebens vergoldet, du hast mir den Glauben an die Barmherzigkeit Gottes und der Menschen gerettet. Des Himmels reichster Segen sei dein Lohn, und er wird es sein; auf meinem Sterbebette sage ich es dir: Du wirst nie ein Kind begraben. Was ich besitze, ist dein, alles, Leopold, alles, auch diese sechs Kisten dort!“ — — Caracciollo war tot. Wir beweinten ihn aufrichtig. Ein Testament hatte er nicht hinterlassen, nur einen Brief an Csiky fanden wir vor, in welchem er diesem zur Pflicht machte, alle seine Papiere, Briefe und Dokumente eigenhändig zu verbrennen. Als nach seiner Beerdigung die sechs Kisten geöffnet wurden, waren sie voll der allerherrlichsten altitalienischen Silbergeräte. Wir fanden außerdem noch eine königlich neapolitanische Pagen- und Kammerherrnuniform und viele alte Schmucksachen. Offenbar hatte sich der alte Herr diese Wertgegenstände für den äußersten Notfall aufbewahrt gehabt, vielleicht hat er auch schon in früheren Jahren einzelne Stücke veräußert und von deren Erlös gelebt. Mein Vater ließ

alle Wertgegenstände gerichtlich protokollieren und erklärte, die Erbschaft nicht antreten zu wollen, da nur eine mündliche Verfügung gegeben worden war und eventuell erbberechtigte Verwandte sich vorfinden konnten. Die Verwandten wurden kurrendiert, und nach sechs Monaten erschien eine Gräfin Häpken aus Kopenhagen, welche die Erbschaft antrat. Nach vielen Bitten nahm mein Vater zwei sizilianische Silberkannen als Andenken an; sie sind noch gegenwärtig in meinem Besitz. Csiky hat seinen Auftrag in unbarmherziger Weise befolgt. Drei Tage heizte er seinen Ofen mit Briefen, Dokumenten und Liebesliedern. Es fiel ihm schwer, so viel Interessantes und Wertvolles zu vernichten, und oft hörte ich ihn klagen: „Schade, schade, ewig schade! Es ist sündhaft, was ich tun muß."

Nie haben wir etwas Näheres über die Vergangenheit unseres Freundes Caracciollo erfahren können. Ob sein Schicksal mit dem tragischen Tod jenes neapolitanischen Admirals Francesco Caracciollo zusammenhängt, den Nelson im Jahre 1799 am Mastbaum seines Schiffes aufhängen ließ, weil er aus Erbitterung gegen sein Vaterland und gegen seinen König gekämpft hatte? Sein Leichnam wurde, mit einer Kanonenkugel an den Füßen beschwert, in das Meer geworfen. Aber die Kugel war zu leicht, und am dritten Tag tauchte der Körper bis zum Unterleib wieder aus dem Meere heraus. Ein entsetzlicher Anblick! König Ferdinand IV., der abends eine Kahnfahrt bei Mondenschein im Golf von Neapel unternahm, erblickte schaudernd die Leiche seines einstigen Admirals. „Was will denn der alte Caracciollo von mir?" wendete er sich an seinen Adjutanten. „Ein christliches Begräbnis, Majestät!" war die Antwort. Das wurde ihm auch gewährt, und zwar in allen Ehren.

Morgenröte

Über die letzten Jahre meines Tirnauer Aufenthaltes habe ich noch einiges nachzutragen. Ende der fünfziger Jahre erfüllte neue Hoffnung die Herzen aller Patrioten. Man hoffte, man wünschte einen Ausgleich mit Österreich. Die polizeilichen Maßregeln, kleinlichen Behelligungen und Schikanen fingen an abzunehmen. Die Gendarmen gaben uns nicht mehr die Ehre ihres werten Besuches — es fing an zu tagen. Man sang ungarische Lieder, trug nationale Kleidung und hoffte, wagte zu hoffen. Es war eine schöne, herzerhebende Zeit. Ganz Ungarn war eine Familie, die Standesunterschiede hörten auf. Ich erinnere mich, daß ganz einfache Bürgersfrauen in unserem Salon saßen, Handwerker meinen Vater besuchten, die Studenten ohne jeden besonderen Anlaß Fackelzüge meinen Eltern veranstalteten, kurz, ganz Ungarn atmete auf. Eine ungarische Schauspielertruppe besetzte das alte Theatergebäude, das immer ausverkauft war, ob der alte Johann Brennholz ins Haus trug oder nicht. Den Schluß einer jeden Aufführung bildete ein feuriger „Csárdás", den das ganze Personal mit dem Direktor an der Spitze tanzte. Es war ja wirklich drollig, wenn nach einer bluttriefenden Tragödie die toten Julias und Ophelias das Tanzbein schwangen — es war aber eben in allem Stimmung, was damals geschah. Die Pforten der Kerker öffneten sich, gebrochene Greise wankten durch das Land, in jedem Hause beherbergt und gepflegt, bis sie ihre Heimatsstätte erreichten. Blühende Mädchen küßten in tiefster Ehrfurcht die blutunterlaufenen Stellen der Kettenspuren an den Händen und Füßen der Freiheitskämpfer. Der junge

Kaiser besuchte an der Seite seiner holdseligen Gemahlin das Ungarland. Sinnend blickte die junge deutsche Frau auf die wogende Menge. Der Empfang war durch die Behörden gemacht, befohlen, er war oft laut, doch nie innig. Sie sah das Elend, den verhaltenen Trotz der Menge, sie sah aber auch etwas anderes. Alte Krieger schwenkten ihre Mützen und winkten ihr zu. Mütter hoben ihre Kinder zum Wagen empor und sprachen: „Seht unsere Schutzfrau!" Sie wurde die weltliche „Patrona Hungariae", und sie hat dieses hohe Amt getragen wie selten eine Königin.

Sie zog gleich einem Frühlingstraum
Durch unser schönes Land.
Ihr Blick gab neuer Hoffnung Raum
Und Segen ihre Hand.

Sie nahte uns so liebevoll,
Die hohe deutsche Frau.
Und wenn sie sprach, starb Haß und Groll,
Der Himmel wurde blau.

Ihr Lächeln sprengte Ketten ab,
Schloß Wunden, brach die Not,
Erweckte aus dem offnen Grab
Ein Land, das beinah tot.

Ihr Name birgt den höchsten Sinn,
Er klingt wie ein Gebet.
Des Ungarn Herzenskönigin
Bleibst du, Elisabeth.

Ein ungarisches Sprichwort sagt: „Der Ungar jubelt unter Tränen." Das war auch die Stimmung jener Zeit. Hoffen und Bangen wechselten wie Regen und Sonnenschein, und alles wurde aufgebauscht und übertrieben. Man trieb Mißbrauch mit dem ernsten, würdigen Wort „national".

Alles wurde national. Da gab es nationale Sarghandlungen, nationale Bartwichse (die gibt es noch heute), nationale Schuster, die nationale Stiefel nähten usw. Ich verzeichne ein großes Ereignis jener Tage. Wir hatten einen Diener namens Matlák, der zugleich ausgelernter nationaler Schneider war, außerdem hatte ich eine graue Hose, die aber nicht national war. Es war mein größter Seelenschmerz, keine sogenannte ungarische enge Hose zu besitzen. Mein Bruder Ernst hatte schon eine, natürlich nur auf kurze Zeit, sie ging in tausend Fetzen, während ich in Pantalons herumlaufen mußte. Diener Matlák hatte Mitleid mit mir und ich drei Silbergulden. Die weite Hose wurde verengt, bekam auch die obligate Verschnürung in der Form zweier aneinander geklebter Violinenschlüssel, und ich war so glücklich, so unbeschreiblich glücklich wie Napoleon bei der Geburt des Königs von Rom. Die drei schönsten Erinnerungen meines Lebens sind meine erste Liebe, mein erster Orden und meine erste enge Hose.

Im Jahre 1859 machte ich eine Reise nach Gmunden. Wir bezogen eine Villa am Seeufer, und ich war entzückt über die Naturschönheiten dieses kleinen Paradieses. — Eines schwülen, regnerischen Sommerabends saß ich mit meiner Mutter auf dem Balkon, als unter uns ein wirres Gerede entstand. Menschen liefen hin und her, und ich hörte, wie Bauernfrauen wehklagend ausriefen: „Armer junger Mann! Er wird's nicht aushalten! — Er muß sterben. Da bringt man ihn schon! Lebt er noch? Mein Gott, das Unglück!" Und nun sahen wir auf einer Tragbahre einen von Blut überströmten schönen jungen Mann liegen. Er war sehr bleich, biß sich vor Schmerz in die Lippen und wand sich stöhnend auf seinem Schmerzenslager. Sein Körper war mit

einem Mantel bedeckt; ich sah die Wunde nicht, man sagte aber, sein rechter Arm sei zermalmt, man werde ihn amputieren müssen. Ein unbeschreibliches Angstgefühl bemächtigte sich meiner, ich zitterte wie Espenlaub, ergriff die Hand meiner Mutter und sagte: „Mutter, dies wird mein Schicksal sein — ich fühle es — ich fühle es." Meine Mutter erbebte. „Was fällt dir ein, du bist erschrocken, weil du noch nie einen Verwundeten gesehen hast!" So sprach die liebe, gute Frau, doch den ganzen Abend blieb sie ernst und nachdenklich.

Nach einigen Tagen fuhren wir nach München. Die große, mächtige Stadt der bildenden Künste machte einen überwältigenden Eindruck auf mich. Ich griff zur Feder und schrieb mein erstes Feuilleton, das als Reisebeschreibung in einer ungarischen Kinderzeitung erschien. Bei unserer Heimkehr besuchten wir meinen Großvater. Wir fanden den mächtigen Löwen sehr gealtert. Beim Speisen wurden ihm die meisten Gerichte nur gezeigt und sogleich weitergetragen. Seine Diners waren eben nur mehr rhinotische Genüsse. Seine geistigen Kräfte nahmen ab, sein Erinnerungsvermögen schob sich durcheinander wie die Filme der Kinematographen, auf denen verschiedene Aufnahmen gemacht worden sind. Er wußte nicht recht, wo er sich befand, befahl in Preßburg, man solle ihm seine Ökonomie zeigen, doch wenn ihn sein Archivar in die Umgebung der Stadt fahren ließ, bemerkte er es dennoch und fragte mich: „Weißt du, wer der größte Esel von Preßburg ist?" Auf meine verneinende Antwort zeigte er auf seinen Archivar und sagte: „Der da!" — Sein Sehvermögen war auch sehr geschwächt. Alte Leute sollen ja nur die Blumen sehen, die das offene Grab umsäumen, und nicht den gähnenden Abgrund, der hinter ihnen dräut.

Des Menschen Leben hängt an einem Faden, doch dieser Faden ist um die Hand Gottes geschlungen. — Der Faden zerriß, mein Großvater starb. — Er wurde mit großem Trauergepränge bestattet. Hunderte von Kränzen wurden seinem Sarge nachgetragen, die schönsten Kränze aber waren die gefalteten, zum Himmel erhobenen Hände der Armen und Bedürftigen. Der alte Herr war sehr wohltätig und gläubig gewesen. Gegen den Tod gibt es eben nur eine Waffe: den Glauben. — Wissenschaft, Kunst, Ästhetik sind nur Tücher, mit denen man der Leiche das Kinn aufbindet.

Unsere Verhältnisse änderten sich nun sehr. Das kleine Tirnau wurde verlassen, mein Vater übernahm seine Güter, und für den Winter zogen wir nach Preßburg. Ich bekam einen alten Klavierlehrer nebst seinem Taktierstock, der mich sehr ergötzte. Man hätte ihn mit Fug und Recht „die Angelrute in der Rocktasche" nennen können, denn er ließ sich endlos verlängern, indem man seine einzelnen Teile herauszog. Ich habe die Behandlung dieses Stockes gründlich studiert und auch erlernt.

Hierauf bekam ich eine Klavierlehrerin, Frau von Spányik. Tief gekränkt, in meiner männlichen Würde bis zum Staube erniedrigt, setzte ich mich mit ihr an das Klavier. Ich fing mich nämlich mit zehn Jahren schon zu fühlen an. Frau von Spányik war Musikerin, sie tat ihr Möglichstes, dem „Luftikus" gewisse musikalische Disziplinen beizubringen. Diese Lehrtätigkeit hat ihre Lebenskräfte — Gott sei Dank — nicht aufgerieben, denn die gute Dame lebt heute noch. Hierauf kam ich in die Hand des Herrn Fraymann, eines gediegenen alten Musikers, der hauptsächlich Freude an meinen Kompositionsversuchen hatte und dieselben zu Papier brachte.

Neue Anregung fand ich in Preßburg. Der Kirchenmusikverein mit seinen Aufführungen, die „Liedertafel"-Konzerte mit den so nervenberuhigenden Schlüssen von Subdominante zu Dominante und Tonika und einzelne Virtuosenleistungen waren es, was ich zu hören bekam. Im Winter hatten wir oft wochenlang eine alte Wiener Pianistin zu Gaste, die mit meiner Mutter vierhändig spielte und sich ab und zu auch mit mir beschäftigte. Sie war eine temperamentvolle Klavierspielerin, Frau Hebenstreit genannt. Eines ihrer Glanzstücke war die Burgparade, in der man die Militärkapelle erst ganz entfernt, dann immer näher und näher kommend einen höchst banalen Marsch spielen hörte. Selbstredend großer Erfolg.

Die Sommer- und Herbstmonate brachten wir auf Schloß Seregélyes im Weißenburger Komitat zu. Manchmal fuhr ich auch mit meinem Vater nach Tetétlen, wo ich meinen ersten empirischen Reitunterricht genoß. Ich wurde auf ein kleines Pferd gesetzt, mein Vater zeigte mir einmal, wie ich das Pferd zu führen habe, und dann mußte ich sogleich über einen Graben setzen. Natürlich war ich eher drüben als mein Pferd, zur größten Belustigung meiner Brüder. — Ernst war auch zu Pferde, der alte Tumultuant. Kein Tier war ihm unbändig genug. Einmal stach er den Rapphengst meines Bruders mit dem Federmesser in die Kruppe, damit er ausschlage. Wenn er vom Pferde fiel, so hieß es immer, das Pferd sei ihm zwischen den Beinen weggelaufen. — Mit zwölf Jahren fing ich an zu „jägern". Ich bekam eine alte einläufige Flinte, kaufte mir einen „Fokos" (kleine ungarische Stockhacke), und so ausgerüstet zog ich zum fröhlichen Gejaid. — Mein Vater sah es gern, ich war ja ein feiges, hypernervöses Kind gewesen, das dem alten Soldaten

viel Sorge bereitet hatte. Die Musik und die Jagd waren meine größten Leidenschaften und sind es heute noch, trotzdem ich mein Lehrgeld bezahlt habe. Jeder Zichy hat die unüberwindliche Freude an der Jagd, und wir führen nicht umsonst das Hirschgeweih in unserem Wappen. Wir hatten und wir haben gute, musterhafte Priester, sie konnten jeder Lebensfreude entsagen, forschten nicht nach den blitzenden Augensternen schöner Frauen und führten ein aszetisches Leben, doch wenn der Hirsch sich meldete, sprangen sie aus der Kutte.

Graf Paul Nimptsch

Die Ferien des Jahres 1863 verlebte ich auf Schloß Seregélyes bis zum 24. September in großer Fröhlichkeit. Ich hatte einen kleinen Wagen, drei Esel und ein kleines Pferd, spannte die Tiere zusammen und fuhr vierspännig. Im Anfang wehrte sich das edle Pferd gegen die Gemeinschaft mit dem Esel; es kannte eben das Leben noch nicht. Ein ungemein kluges Tier, mein braver Hund, so auch mein Gewehr, das ich stets auf der Schulter trug, erhöhten die Freuden meiner Tage. Im Dorf hatten wir Einquartierung, mehrere liebenswürdige Offiziere, unter ihnen Oberleutnant Graf Paul Nimptsch, bei dessen Person ich zu verweilen habe.

Er war damals ein schöner, dunkler, junger Mann mit einem wahren Kreuzritterkopf. Seine Gestalt imponierend, reckenhaft, weit über eine Klafter hoch, seine Brust ein Eckturm, seine Hände wie Kalbskeulen, seine Füße zwei Steinboote. Er hatte und hat noch heute mit siebzig Jahren übermenschliche Kraft, die er aber nie mißbrauchte. — In seiner Jugend führte er mannigfache Streiche aus. Einen Lieferanten, der ihm verdorbene Furage brachte, ließ er Hafer essen und bekam dafür Zimmerarrest. — Der Lieferant wohnte in einem ungarischen Dorfe ihm gegenüber. Nimptsch ließ eine Zielscheibe zwischen zwei Fenster seines Visavis annageln und schoß den ganzen Tag mit seinen Pistolen ins Ziel. Der Lieferant hatte zwei sehr schöne Töchter, die sich für den langen Oberleutnant lebhaft interessierten, der unglückliche Vater hatte nicht Augen genug, um sie zu beobachten und zu bewahren. Nimptsch hatte zwar Hausarrest, aber um

sein Visavis zu ärgern, fing er in primitivster Toilette an sein Haus zu weißen. Die schönen Rosen Hebrons blickten entzückt durch die Spalten der Jalousien auf das tolle Treiben ihres Ideals, der unglückliche Vater aber raste zum Oberst und bat um die sofortige Aufhebung des Zimmerarrestes, denn „der Herr Oberleutnant ist eingesperrt noch gefährlicher, als wenn er frei herumläuft".

Bei einem Kaisermanöver im Brucker Lager bekam der Herr Oberleutnant einst von seinem wenig tüchtigen Major den Befehl, eine Straße zu besetzen, die von beiden Seiten schon von Infanterie besetzt war. Nimptsch machte die Bemerkung, daß der Wald voll Infanterie sei. „Sie haben zu gehorchen!" war die Antwort. — „Sehr wohl, Herr Major!" — Nimptsch ritt mit einer Eskadron auf die Straße; als er aber in die Nähe des Waldes kam, gab die Infanterie Schnellfeuer. Es entstand ein entsetzliches Geknatter von Gewehrsalven. Nimptsch ritt ruhig weiter. Als er in die Mitte der feindlichen Infanterie kam, stieg er vom Pferde, ging zum Hauptmann und meldete sich „tot". Hierauf ließ er absitzen, ließ die Gurten nachlassen und kommandierte: „Ruht bis zum Jüngsten Gericht!" Er selbst aber setzte sich auf einen Meilenstein und zündete sich eine jener großen Pfeifen an, die nur er imstande ist, auszurauchen. Der Kaiser hatte das sonderbare Manöver mit großem Unwillen bemerkt. Ein Adjutant sprengte mit verhängten Zügeln auf Nimptsch zu: „Herr Oberleutnant, sind Sie von Sinnen?" rief er ihm schon von weitem zu. — „Nein, aber tot!" war die lakonische Antwort.

In den harten fünfziger Jahren wurden nicht nur wir Ungarn durch die Gendarmerie behelligt, in ihrer maßlosen Überhebung wagten sie sich sogar an die österreichischen Offi-

ziere. Nimptsch saß eines Tages ruhig im Speiselokal eines kleinen Städtchens, als zwei Gendarmen in voller Rüstung eintraten und ihm in forscher Weise befahlen, das Lokal sogleich zu verlassen, da die zehnte Stunde vorüber sei. Nimptsch kommandierte: „Kehrt euch, marsch!" — Die Gendarmen gehorchten nicht. — Der erboste Riese erhob sich in seiner ganzen dräuenden Größe und wiederholte: „Kehrt euch, marsch!" Der eine Gendarm griff nach seinem Seitengewehr und sprach: „Herr Oberleutnant, Sie haben zu gehorchen und nicht wir!" Das war zu viel. Nimptsch erfaßte die beiden frechen Gesellen beim Kragen und warf sie durch eine doppelte Glastüre auf die Straße.

Als er einmal durch ein Städtchen marschierte, wurde er in ein verlassenes altes, einstöckiges Gebäude einquartiert. Beim Nachtmahl im Gasthaus sagte die Wirtin geheimnisvoll: „Bitte, Herr Oberleutnant, nicht in diesem Haus zu übernachten, dort spukt's!" — „So," sprach Nimptsch, „nun, da werd ich halt zurückspuken." — Es folgte eine Lachsalve der Kameraden, man neckte ihn den ganzen Abend mit dem Geist, der da kommen werde und prophezeite ihm, es werde ein „fescher Geist" sein. Alle Offiziere begleiteten ihn bis zu dem verlassenen Hause, das vor der Stadt lag und wünschten ihm eine gute Nacht. Noch im Fortgehen riefen sie ihm zu: „Erschrick nicht, Paulus, wenn die weiße Frau oder das weiße Mädel kommt!" — „Schon gut!" antwortete der Riese.

Sein Bett stand in einem verwahrlosten großen Saal, im Nebenzimmer schlief sein Bursche auf der Erde. Es war herrlicher Vollmond. Nimptsch war müde, er legte sich sogleich nieder, stemmte seine langen Beine an die gegenüberliegende Mauer (jedes Bett war ja zu kurz) und schlief ein. —

Wenn er längere Zeit in einer Station war, so entstanden in der Mauer zwei Löcher, groß wie Kanonenkugeln, es waren die Spuren seiner Füße. Er schlief ruhig und tief wie jede Nacht. Auf einmal hörte er ein infernalisches Gepolter, einen dumpfen Fall und wüstes Geschrei. Sein Bursche lag mitten im Zimmer, erhob sich heulend, lief an die Mauer und schrie: „I bin tot, i bin tot, die Hexen haben mi einig'schmissen!" — „Wirst du schweigen, verfluchter Kerl, du hast dich gewiß angetrunken und einen schweren Traum gehabt!" rief Nimptsch unwillig und jagte den Burschen hinaus. — Am nächsten Morgen erzählte der Bursche, noch am ganzen Leibe bebend, weiße Hexen hätten ihn in die Höhe gehoben und seien mit ihm in Herrn Oberleutnants Zimmer geflogen. Nimptsch antwortete hierauf: „Wenn du noch einmal fliegst, so wirst du vierzehn Tage sitzen. Verstanden?"

Der Tag verging, Nimptsch dachte nicht mehr an die ganze Spukgeschichte, legte sich nieder und schlief ein. Um Mitternacht derselbe Spektakel: die Tür sprang auf, der Bursche flog ins Zimmer und gebärdete sich wie wahnsinnig. Er lief im Zimmer umher, schlug seinen Kopf an die Wände und heulte wie ein wildes Tier. Nimptsch hatte Mitleid mit ihm, stand auf, durchsuchte sein Zimmer und den Gang, fand aber nichts Verdächtiges. „Ich verbiete dir, über diese Sache zu sprechen. Morgen schlafe ich hier!" sagte der Herr Oberleutnant und ging zur Ruhe. — Seinen Kameraden sagte er, es sei gar nichts vorgefallen und bezog am Abend das harte Lager seines Burschen. Er schlief sogleich ein und erwachte nur, als sich eine Hand unter seinen Rücken schob. — „Aha"! dachte er, „das sind die Geister!" Er rührte sich nicht und blieb mit geschlossenen Augen liegen.

Gar bald folgte die zweite Hand und hierauf noch mehrere Hände von rechts und links. — Nimptsch öffnete etwas die Augen und sah weiße Gestalten, die sich bemühten, seinen Körper aufzuheben. Eine Stimme flüsterte: „Na, der is aber schwer." Nun schien der günstige Moment gekommen zu sein. Um die Worte des Herrn Oberleutnants zu gebrauchen, hat er beide Arme „ausgelassen", und zwei Männer lagen heulend am Boden, der eine spuckte vier Zähne aus. Nimptsch hat sich auch noch die zwei anderen geholt und mit der Reitpeitsche eine hochnotpeinliche Exekution gehalten. Es waren lauter Bauernburschen, die das einsame Haus als Kornspeicher benutzten und gestohlenes Getreide dort unterbrachten. Um nicht gestört zu werden, hatten sie den Hexenspuk erfunden. Noch mancherlei ließe sich über Paul Nimptsch den Riesen erzählen. Wenn er sein renitentes Pferd mit den Schenkeln zusammenpreßte, so stöhnte es wie ein Mensch. Er setzte mich in den Sattel, indem er mich einfach mit einer Hand am Schenkel, einem Spazierstöckchen gleich, hochhob. Und dieser Riese ist sanft wie ein Lamm, aufopfernd wie ein Heiliger und feinfühlend wie die edelste Frau! Mutig wie ein Löwe, kannte er nur eine Furcht: die vor dem Weibe. — Wie oft sprang er in Seregélyes aus dem Fenster des Hochparterres, wenn Damenbesuch kam! — Und doch flogen ihm Frauenherzen zu wie Tauben dem Schloßturm. Entwaffnen konnte ihn nur das kranke, das leidende Weib.

Nach dem Tode seines Vaters quittierte er auf den ausdrücklichen Wunsch seiner Mutter. Der Riese wurde Krankenpfleger, er pflegte jedermann, in erster Linie seine Freunde, deren Kinder und Frauen. Wenn das alles wohlauf war, so ging er ins Spital, tröstete und pflegte

Fremde. Die Poesie der werktätigen Barmherzigkeit lebt in seinem großen, edlen Herzen, wie einst die Melancholie in der Seele des Poeten Lenau — Nimptsch. — George Sand hat recht: „Es geschieht immer dasjenige, was am wenigsten wahrscheinlich ist." — Nimptsch spielte, nach vielem Zureden, mit einem Prinzeßchen Tennis. Ein Ball flog ihm in sein rechtes Auge, und es erblindete. Er bestellte ein falsches, trug es aber, zum größten Schrecken der Menschheit, mit der weißen Fläche nach außen. — Im Jahre 1863 blickte er noch mit seinen beiden schönen braunen, liebevollen Augen auf uns, und wir Buben liebten ihn wie einen Bruder. — Wenn er dann dienstlich nicht beschäftigt war, kam er täglich zu uns, und da ging es nun zur fröhlichen Jagd durch Sumpf und Feld. Der Riese schritt in seinem gelben Jägerkleid wie ein durchgegangener Kirchturm in unserer Mitte. Um in der Reihe zu bleiben, mußten wir auf jeden seiner Schritte drei machen.

Schloß Seregélyes

BOSTON PUBLIC LIBRARY

Wie ich meinen Arm verlor

Für den 24. September wurde eine große Jagd angesagt. Wer war glücklicher als ich. Schon vor Tagesanbruch erwachte ich und sah meinen Erzieher kummervoll an meinem Bett sitzen. Höchst überrascht fragte ich ihn, warum er schon aufgestanden sei. Er antwortete, er könne nicht schlafen. — „Sie sind doch nicht krank?" — „Nein," war die Antwort, „es ist nichts!" Kaum war es Tag geworden, ging Csiky zu meinem Vater, der als alter Soldat ein Frühaufsteher war, und bat ihn dringend, mich nur in seiner Gesellschaft auf die Jagd gehen zu lassen. Lächelnd erwiderte mein Vater: „Lassen Sie den Jungen in den Ferien ausschnaufen und machen, was er will. Joschka begleitet ihn doch, und der ist ja sehr vorsichtig!" Joschka war meines Vaters verschlagener Kammerdiener, den er weit über seine Verdienste hochhielt. Vormittags fuhren meine Eltern nach Stuhlweißenburg zum Bischof, der sie zum Speisen geladen hatte. Wir speisten mit Nimptsch, Csiky und einem Ingenieur namens Aron Papp in der lustigsten Stimmung. Nur Csiky war wortkarg, in trübe Gedanken versunken. Noch vor dem Speisen schossen wir in tollem Übermut auf Haushühner, die da herumliefen. Ich traf ein kleines, weißes Huhn. Mein Schuß riß es in Fetzen, rotes Blut färbte die weißen Federn. ‚Ich dachte: ‚Du armes Tier, was mußt du für Schmerzen erduldet haben!' Seit jenem Tag schoß ich nie mehr auf Haushühner.

Nach dem Mittagessen fuhren die Wagen vor. Ich bestieg mein Eselsgespann. Auf dem Hintersitz saß Joschka und hielt zwei scharfgeladene Gewehre im Arm. Der

„Tumultuant" kam nicht mit, er hatte starkes Seitenstechen' das sich später als leichte Rippenfellentzündung entpuppte. Wir fuhren ab. Csiky blieb noch mit Ingenieur Papp beim Kaffee sitzen. „Was fehlt Ihnen, Herr von Csiky, Sie sind ja in einer wahren Begräbnisstimmung?" fragte der Ingenieur. „Ich hatte einen furchtbaren Traum," erwiderte Csiky. „Ich träumte, Géza sei zu mir gekommen und habe gesagt: „Mein lieber, guter Freund, ein Teil meines Körpers ist schon verwest!" Papp lachte hell auf. „Ei, ei, Herr von Csiky, Sie sind abergläubisch? Traumbuch nehmen, in die Lotterie setzen und Seidlitzpulver trinken!"

Währenddem waren wir am Jagdort angelangt — Joschka ließ die zwei geladenen Gewehre am hinteren Sitz angelehnt liegen, ich stieg ab und reichte ihm die Zügel. Und nun haben wir beide gefehlt, Joschka, der die Gewehre nicht zu sich auf den Bock nahm, und ich, der ich dem schon weiterrollenden Wagen nachlief und mein Gewehr von rückwärts herausziehen wollte. — Ich habe meinen Arm unter freundlicher Mitwirkung des Kammerdieners Joschka abgeschossen. — Ich lief dem Wagen nach, erfaßte den Lauf meines Gewehres in der Mitte und wollte es herausheben, eigentlich herausziehen. Eines der Tiere bemerkte mich (meine Esel hatten keine Schirmleder) und machte einen Sprung. Dabei verfing sich der Hahn des Gewehres im Sitzleder, spannte sich und schnellte zurück. Der Schuß ging los und traf aus allernächster Nähe meinen rechten Oberarm. — Ich fühlte keinen Schmerz, nur einen Schlag und große Wärme im ganzen Arm. — Ich machte einen Sprung geradeaus in die Höhe und hörte ein helles Ticken im Ohr, wie das Geläute einer kleinen Glocke. Als ich auf meinen Arm sah, bemerkte ich, daß mein Rock brenne und rauche. Die weiße

Manschette meines Hemdes wurde rot, das Blut tropfte auf die Erde. Nimptsch riß mir den Rock vom Leibe, und da sah ich noch Schrecklicheres: das Blut schoß wie aus einer Spritze hervor. Ich wollte den Arm bewegen, konnte aber bloß die Schulter heben. Ich wußte genug. — „Mein Gott, womit habe ich dies verdient? Arme, arme Mutter." Ich sprach diese Worte ruhig und gefaßt und bekreuzte mich zum ersten Male mit der linken Hand. Der rechte Arm war zerschossen, die große Pulsader zerrissen, und es hielt nur mehr der halbe Knochen. Totenblaß umstanden mich meine Brüder. Joschka schrie und jammerte, raufte sich die Haare, und lief im Kreise herum. Nur Nimptsch verlor nicht den Kopf. Er nahm ein Vierkreuzerstück aus der Tasche, band es in einen Zipfel seines Taschentuches und rief den Umstehenden zu: „Eure Taschentücher, schnell, schnell!" Er verstopfte mit der Kupfermünze, geschickt wie ein Chirurg, die Schlagader, band Knoten in die Taschentücher, fixierte den Verband, und über alles band er ein Kopftuch, das er einem herbeigeeilten Bauernweibe vom Kopfe riß. Entsetzliche Schmerzen stellten sich ein, und als Nimptsch mit seinen Riesenhänden die Taschentücher festzog, hörte ich meine Knochen krachen. — Es war die höchste Zeit gewesen, die Blutung zu stillen. In wenigen Minuten hätte ich mich verblutet. Der Riese hob den in Schmerz zuckenden Knaben leicht wie ein Stück blutgetränkten Flaum in den Wagen, mein Bruder Alexander führte die Zügel, er hieb auf die edlen Pferde ein, und in rasender Karriere ging es heimwärts. — Es war eine schwere Fahrt. Nasr-Eddin, der verstorbene Schah von Persien, schrieb bei Gelegenheit seines Wiener Aufenthalts ein Tagebuch. Jeden Tag schloß er mit den Worten: „Es war alles sehr

angenehm." Nun, dies konnte ich nicht behaupten. Ich saß im Schoße meines Retters und umklammerte mit meinem linken Arm seinen Nacken. Nimptsch hielt den zerschossenen Arm in seiner linken Hand und blickte mit seinen dunklen Augen fragend auf mich herunter, ob ich denn noch lebe. Er sprach kein Wort und biß sich in die Lippen. Die Fahrt war lang, wir waren ja eine Meile weit vom Hause entfernt. Mein Bruder wollte eben in den Park einbiegen, als Nimptsch ihn geradeaus zum Arzt ins Dorf fahren hieß. „Dr. Zeleni wird bei seiner Braut sein," sagte er. Vor einem Hause blieben wir stehen. Ein wunderschönes braunes Mädchen saß am Fenster und stickte. Dr. Zeleni bestieg den Wagen, setzte sich mir gegenüber nieder, und der Wagen flog weiter. Jetzt fing mein Sehvermögen an sich zu trüben. Ich sah nur noch einen kleinen Kreis vor mir, in dessen Mitte Dr. Zeleni saß, der sich fortwährend seinen blonden Schnurrbart strich und mich durch seine goldgeränderte Brille scharf anblickte.

Der Wagen hielt. Nimptsch hob mich auf seine rechte Schulter und trug mich durch den großen Saal. Csiky schritt mit hocherhobenen Armen auf uns zu und sprach: „Ich wußte es, so mußte es geschehen!" — Ich hörte noch, wie aus weiter, weiter Ferne, die haarsträubenden Flüche des Ingenieurs, unter anderem die Worte: „Schämen würde ich mich, wenn ich jetzt der liebe Gott wäre — verfluchte Vorsehung — verfluchte Vorsehung!" Nun wurde alles schwarz um mich, ich fiel in Ohnmacht. Der „Tumultuant" führte seine Rippenfellentzündung im Garten spazieren, als ihm ein Beamter die böse Nachricht brachte. Er gab ihm einen Stoß, so daß er umfiel. Eine gefährliche Anteilnahme. — Als ich erwachte, hatte ich einen regelrechten Verband

am Arme und Eisumschläge. Mein Vater trat ein, er nahte mit energischen, militärischen Schritten und wollte seine Gemütsbewegung um jeden Preis unterdrücken. Ich faßte seine Hand, küßte sie, und fing an um Verzeihung zu bitten, daß ich ihm durch meine Unvorsichtigkeit Sorge bereite. Der engelgute Mann lief schluchzend aus dem Zimmer. Dann kam die Mutter, bleich, ruhig und ohne eine Träne im Auge, richtete mein Polster zurecht und schob ein viele hundert Jahre altes Kruzifix darunter. Ich wollte sie trösten und sagte: „Ich fühle mich schon viel besser, der Arm heilt schon." — Er heilte auffallend. Am nächsten Morgen sah ich schon dunkelblaue, eiförmige Flecken darauf, brandige Leichenflecke. — Schon am Tage des Unglücks war nach dem berühmten vorzüglichen Arzt Dr. Balassa telegraphiert worden. Er war abwesend und an seiner Statt kam Dr. K., der eine höchst leichtsinnige Operation ausführte. Es waren noch einige Ärzte aus Alba (Stuhlweißenburg) eingetroffen. Alle hielten ein zweistündiges Konsilium. Während dieser zwei Stunden litt ich am meisten. Todesschweiß perlte auf meiner Stirn. — Nimptsch schritt im Zimmer auf und ab, versuchte mich zu beruhigen und sprach immer über das Einrichten des Armes. „Aber Paul, ein gebrochener Arm wird eingerichtet, aber nicht ein zerschossener, sie werden meinen Arm abschneiden, er ist ja schon tot!" sagte ich und wies auf die Brandflecken. Nimptsch streichelte meinen Kopf und bat mich, recht geduldig zu sein. „Es wird gar nicht lange dauern, mein Junge!" Unterdessen mußten sich die Ärzte auch um meinen Vater bemühen. Als ihm Dr. K. mitteilte, mein Arm müsse amputiert werden, fiel mein armer Vater wie vom Schlage gerührt zu Boden.

Endlich traten die Ärzte ein, an der Spitze Dr. K., ein schöner junger Mann. Er hielt mir eine Ansprache, lobte meinen bisher gezeigten Mut und bat mich, auch fernerhin mutig zu sein. Wir Ungarn pflegen bei jeder Gelegenheit Reden zu halten, und es würde mich gar nicht wundernehmen, wenn bei Gelegenheit einer Hängeexekution der Delinquent mit folgender Ansprache ausgezeichnet würde: „Hochgeehrter Patriot! Die Gelegenheit ist wohl eine traurige, wir wollen aber trotzdem nicht versäumen, unseren Gefühlen Ausdruck zu verleihen, denn unsere Anhänglichkeit an Sie ist stark wie der Strick, an dem Sie hängen werden. — Leben Sie wohl! Eljen!" — Es wurde ein Armsessel ans Fenster gestellt, und ich erhob mich aus eigener Kraft, hielt meinen Arm mit der Linken und schritt, ohne gestützt zu werden, zum Marterstuhl. Man reichte mir die Ätherflasche. Gierig, mit der ganzen Kraft meiner Lungen, sog ich an dem ekelhaften süßlichen Duft. Ich wollte schlafen, träumen, am liebsten sterben. Ein Weißenburger Arzt sagte halblaut zu Nimptsch: „Wenn ihn seine Mutter noch sehen will, so möge sie jetzt kommen, ich glaube nicht, daß er es aushält." Nimptsch warf ihm einen Blick zu, der einen Tiger erschreckt hätte. — Mir schwanden die Sinne, ein unaussprechliches Gefühl des Glückes bemächtigte sich meiner. Ich träumte, ich wäre in einem schönen, großen blumenreichen Garten, und ein weißer Ziegenbock mache die drolligsten Sprünge. Lächelnd erwachte ich, doch leider zu früh. Den letzten Teil der Operation mußte ich nun im wachen Zustand durchleiden. Die Wunde wurde mit 36 Stichen vernäht. Ich litt unbeschreiblich. Nimptsch stand neben mir und steckte mir drei große Handtücher in den Mund, die ich in meiner Qual zu Fetzen zerriß.

Endlich lag ich wieder im Bett. Meine rechte Schulter war mit einem großen weißen Tuch bedeckt, ein wahres Leichentuch. Ich wendete meinen Kopf nach links und traute mich nicht, nach rechts zu schauen. Mein guter Csiky beugte sich über mich und fing an, mich zu trösten. „Fügen Sie sich in den Willen Gottes, er wird Sie nicht verlassen. — Denken Sie an Nelson und Cervantes, bestreben Sie sich, ein nützlicher, glücklicher und berühmter Mann zu werden!" Worte, Worte, gutgemeinte, kluge Worte, aber doch nur Worte. Ich fing das erste, zugleich aber das letztemal an, über mein Unglück bitterlich zu weinen. Nimptsch ging zum Brunnen, holte ein Schaff Wasser, steckte seinen großen Kopf hinein und schluchzte laut, doch seine Tränen hat keines Menschen Auge gesehen. Mit heiterer Miene kam er zu meinem Bett zurück, das er sechzehn Tage und sechzehn Nächte hindurch nicht verließ. Am Tage nach meiner Amputation hatte ich einen seltsamen Anblick: Mein Diener trug ein kleines Kistchen, das mit einem weißen Tuch bedeckt war, zu einem Wagen, auf dem der Pfarrer saß. Sie fuhren nach dem Friedhofe, um meinen Arm zu begraben. Ich sah meinem Begräbnis zu, gewiß ein seltener Anblick. Nach zwanzig Jahren hat mein Bruder Ernst, der „Tumultuant", meinen Arm wieder ausgegraben, in ein schönes Kistchen mit Aufschrift gelegt und im Pfarrhaus Seregélyes deponiert. Dort liegen meine armen Knochen noch heute, aber nicht alle, denn als Zeichen meiner Anerkennung habe ich den Endknochen meines kleinen Fingers (Phalanx, Tertia digiti minimi) in ein Medaillon fassen lassen und ihm verehrt. Des Nachts saß Nimptsch auf einem Sessel neben mir und trank, um sich wach zu erhalten, Essig. So oft er einen Schluck nahm, trank er mir zu und rief: „Eljen!"

Meine Eltern fanden kaum mehr einen freien Platz an der Seite meines Bettes. Nimptsch besorgte alles, dachte an alles, tat alles. Des Abends band er einen Knopf an mein Handtuch und sagte: „Wenn ich einschlafen sollte, so klopf mir damit auf die Nase!" Einmal nickte er übermüdet ein. Ich brauchte etwas, wollte ihn aber nicht aufwecken. Mit halber Stimme rief ich nach Csiky, der im Nebenzimmer schlief. Er erwachte sogleich und eilte an mein Bett. Nimptsch erhob sich und sprach im Traume mit drohender, lauter Stimme: „Wer den Buben anrührt, ist des Todes!" — Hierauf machte er ein tiefes Kompliment, reichte Csiky die Hand und sagte: „Ich gratuliere zu Ihrem Geburtstag, ich gratuliere." Stolz wie ein Grande von Spanien ging er ins Nebenzimmer und legte sich in Csikys Bett nieder. Die Szene war derartig komisch, daß ich mich vor Lachen schütteln mußte, zur größten Verzweiflung Csikys, der ein Reißen der Ligaturfäden meiner Wunde befürchtete. — Meine Eltern waren untröstlich. Die Verzweiflung meiner Mutter spiegelt sich im folgenden Briefe ab, den sie an Frau Hebenstreit geschrieben hat:

Seregélyes, am 28. Sept. 1863.

Meine liebe Freundin!

Wie soll ich Ihnen das namenlose Unglück, welches uns traf, mitteilen, wie kann ich das schrecklich Geschehene selbst niederschreiben! Gott gebe mir Kraft dazu. — Géza hat sich am 24. beinahe erschossen. Er lebt, doch ohne rechten Arm! Am 25. wurde er amputiert, um 10 Uhr früh. Der Arm war ganz zerschmettert, und es hieß nach Aussage der berühmtesten Ärzte: Leben ohne rechten Arm oder der Tod in

24 Stunden. Da blieb uns keine Wahl! Ah, Teuere, fühlen Sie das Opfer!

Erlassen Sie mir die Beschreibung meiner Rückkehr von Weißenburg. Ich verließ alle gesund, und nach zwei Stunden finde ich Géza sterbend. Wer kann erfassen, was ich empfinde und leide, ich kann weder beten noch weinen, mein armes, armes Kind!

Géza geht es in seinem Zustande so gut wie möglich, die Alteration ist mäßig, er mutig, ergeben, ja heiter, er erhält mich.

Gott segne Sie Liebe!

Ihre tiefgebeugte
Gräfin Marie Zichy Sztáray.

Ich muß wohl eine zähe Natur besessen haben, denn ich hatte kaum ein Wundfieber und erholte mich sehr schnell. Als Nimptsch den vierten Tag nach seinem Diner in mein Zimmer kam, fand er mich beim Kartenspiel. Nach zwei Wochen war ich wieder auf den Beinen und fühlte mich viel unglücklicher als im Bett. Meine Hilflosigkeit bei allen täglichen Verrichtungen brachte mich zur Verzweiflung. Ich schlich wie ein schwer angeschossenes Rehkitzlein umher und dachte mir: ‚So kann's nicht weiter gehen.' Nimptsch, der gute Nimptsch, mußte wieder Dienst leisten, wurde in ein Nachbarort versetzt. Ich war todesmüde und traurig. Mit wahrer Angst vermied ich, in die Nähe des Klaviers zu kommen. Diese weißen Tasten schienen mich anzugrinsen wie die Zähne eines Totenschädels. Meine gute Mutter lebte nur für mich, zerteilte meine Speisen, las mir vor, hegte und pflegte mich, wie es eben nur eine Mutter und — Paul Nimptsch imstande ist. Ich fing an zu schreiben.

Zu meiner größten Freude bemerkte ich, daß ich es leicht lernen würde. Die Schriftzüge der linken Hand waren dieselben, wie die der „weiland" rechten. Die Schriftdeuter scheinen Berechtigung zu haben. — Meinen ersten Brief schrieb ich an meinen Erzieher, er lautete:

Lieber guter Csiky!

Bin ich von heute in einem Jahre nicht imstande, alles, was die anderen mit beiden Händen machen, mit einer Hand zu vollbringen, so schieße ich mir eine Kugel in den Kopf!

Den Brief siegelte ich und übergab ihn Csiky gegen das ehrenwörtliche Versprechen, denselben erst nach Ablauf eines Jahres zu öffnen.

Ich nahm den Kampf mit meinem Schicksal auf. Tag und Nacht grübelte ich nach, wie man es anfangen muß, um mit einer Hand unabhängig zu werden. Die empörende Roheit meines Dieners Kajetan Hirschlers bekräftigte mich in meinem Vorsatz. — Er verspottete meine Hilflosigkeit und wollte mich murrend ankleiden. Ich aber jagte ihn aus dem Zimmer, verschloß die Tür und kleidete mich allein an. Es dauerte drei Stunden, aber es gelang. Ich nahm die Türklinke, Möbelstücke, meine Füße und Zähne zu Hilfe, um es leisten zu können. Beim Speisen aß ich kein Gericht, das ich nicht zerteilen konnte, und heute schäle ich Äpfel, schneide die Nägel meiner Hand, kleide mich allein an, reite, lenke ein Viergespann und bin mit Schrot und Kugel ein wackerer Schütze, ich habe sogar etwas Klavierspielen erlernt. Man kann mit einer Hand alles leisten, vollkommen unabhängig sein, nur muß man wissen, wie es zu machen ist. — Wenn mich Gottes Gnade noch auf Erden wandeln

läßt, so will ich zu Nutz und Frommen so vieler junger Menschen das „Buch des Einarmigen" schreiben. Ich werde jeden Handgriff nicht nur genau beschreiben, sondern auch zeichnen und photographieren lassen. — Dies Buch wird in fünf Sprachen erscheinen. Jede moderne Schlacht macht ja Tausende von jungen Männern zu Einarmigen, sie sollen nicht verzweifeln, sie sollen sich nie als Krüppel fühlen, sie sollen ganze Männer sein.

Nach einigen Wochen wagte ich mich wieder an das Klavier. Ich spielte die Melodie meiner alten Stücke, versuchte dazwischen Akkorde anzuschlagen, aber nach kurzer Zeit klappte ich das Klavier zu, es ging gar nicht. Man verbot mir jede ernste Beschäftigung. Ich dressierte deshalb meinen Hund. Er war ein Genie. Ich sprach mit ihm wie mit einem Menschen. Er brachte mir allerlei Gegenstände und unterschied sie. Er öffnete Schachteln, in die ich Gegenstände verbarg, wie ein Mensch. Seit dem Tage, an dem ich mir den Arm abgeschossen hatte, konnte er kein Gewehr vertragen. Wenn ich ein Gewehr berührte, fing er an zu heulen und gebärdete sich wie toll. In jener Zeit berichtete meine Mutter an Frau Hebenstreit:

Seregélyes am 15. Okt. 1863.

Meine liebe Hebenstreit!

Schreiben Sie mir öfter, Ihre Briefe halten mich von trüben, ja vielleicht sogar von verzweifelten Gedanken ab.

Mein Leben ist ganz vernichtet, der Anblick meines verstümmelten Kindes tut mir so weh, daß ich kaum die Kraft in mir fühle, überhaupt weiterleben zu können. Selbst des Betens bin ich unfähig!

Tag und Nacht kämpfe ich gegen diese Trostlosigkeit, doch vergebens.

Dies ist aber Nebensache; Géza ist auf, hat guten Appetit, sieht etwas besser aus, war schon an der Luft, ist fast heiter, versucht mit der linken Hand Klavier zu spielen, ich vergehe fast dabei, er aber hat noch mehr Freude daran als zuvor und trifft manches sogar besser.

Könnten Sie uns durch Bestellung einiger Etüden für die linke Hand behilflich sein?

Unsere Abreise nach Preßburg ist leider etwas weiter gerückt, da die Hauptader noch eitert und sich Beinchen ablösen, auch noch einige Fäden in der Wunde sind sowie ein Schrot. Heute sind es drei Wochen, daß das Unglück geschah.

Géza wird noch täglich zweimal verbunden, gebrannt, gemartert, und ich stehe während der Zeit hilflos im Nebenzimmer, vielleicht noch mehr leidend als er. Doch, Gott sei gedankt, sein teures Leben ist uns gerettet und er ist außer jeder Gefahr. Gott schütze ihn auch fernerhin. Schreiben Sie bald, liebe Freundin,

Ihrer treuen Gräfin Marie Zichy Sztáray.

Im Januar fuhren wir nach Preßburg. Neues Konsilium. Die Ärzte verboten jede geistige Beschäftigung. Ich sollte die vierte Klasse (Latein) schon im Herbst angetreten haben, und nun hieß es, ein ganzes Schuljahr verlieren. Ich wurde renitent. „Lieber Csiky," sprach ich zu meinem Erzieher, „ist es denn nicht genug, ein körperliches Unglück zu tragen, nun soll ich auch noch ungebildet und dumm werden? Ich will, ich muß lernen, und werde es beweisen, daß ich die Semestralprüfungen ablegen werde!" Die

Wandlung einer Menschenseele ist ein rätselhaftes Problem. Ich war ein feiges, willenloses Kind, und in wenigen Monaten hat mich das Unglück zum energischen, mutigen Jüngling gereift.

Kaum war meine Wunde geheilt, so ging ich in die Fechtschule und haute wacker darauf los. Ich bekam auch wieder eine Klavierlehrerin, eine harte, unbarmherzige Dame: die Not, die nicht nur Eisen, sondern auch Klaviere bricht. Mein Arm erstarkte, meine Finger wurden zu Stahl. Ich wollte Klavier spielen und fing an, meinen Daumen als rechte Hand zu gebrauchen. Ich war ein Empiriker. Ich grübelte über keine Theorien des einhändigen Klavierspieles nach, wußte überhaupt nicht, wie es zu machen sei, aber ich machte es. Im August legte ich die Semestralprüfungen mit sehr gutem Erfolg ab, und im September schlich ich mit meinem Gewehr auf dem Rücken aus dem Seregélyeser Schloß. Mein Vater ertappte mich. Er runzelte die Stirn und fragte mich mit gestrenger Stimme: „Wer hat es dir gestattet, auf die Jagd zu gehen?" — „Ich selbst, lieber Vater, ich will und werde ein ganzer Mann sein!" Der alte Soldat schloß mich in seine Arme und stammelte unter Tränen: „Recht so, recht so, mein Bub, mein lieber Bub!" Mit dem Schießen ging es leicht, aber mit dem Treffen — da hieß es Geduld haben. Paul Nimptsch lag zwei Meilen weit in einem Dorf in Station. Ich fuhr zu ihm und kehrte hoch zu Roß nach Seregélyes zurück.

Das Trauerjahr war vorüber, mein Unglück war überwunden. Sonnige Lebensfreude zog in mein Herz, und aus dem Zauberſee meiner Seele tauchten ideale Geſtalten der Kunſt und des Weibes märchenhaft empor. Ich war immer verliebt. Meine Ideale zogen wie weiße Lämmchen durch meine Herzklappe ein und aus, und ich zerdroſch mein Klavier zu Lob und Preis ſo mancher Dulzinea von Toboſo. — Der Reimbalg kam auch von der Kette, und ich dichtete Liebeskanzonen von bedenklicher Faktur.

Ich muß lieben, ich muß lieben,
Weil ich lange nichts geſchrieben,
Meine Liebe iſt der Wildbach,
Der muß meine Mühle treiben:
Ich muß lieben, um zu ſchreiben.

Ich muß ſchreiben, um zu lieben,
Denn wenn ich was gut geſchrieben,
Nicken hold die Frau'n mir zu.
Und wenn holde Frauen nicken,
Kann man weiter ſie beſtricken.
Ah, kein Ausweg iſt geblieben:
Ich muß ſchreiben, um zu lieben.

Das Lob der Mädchen und Frauen kann man nie genug ſingen, nicht nur weil ſie es wirklich verdienen, ſondern auch weil es ſehr nützlich iſt. Es iſt ein wahrer, alter Franziskanerſpruch: „Cum padre guardiano semper bene.“ Meine hochverehrten Damen werden wohl nicht vorausſetzen, daß ich ſie mit einem alten Franziskaner vergleiche, ich wollte nur in lateiniſcher Sprache die unbeſtrittene Wahrheit ausdrücken, daß es unter ihrem Schutz, der zugleich die größte

Macht der Erde bedeutet, gut zu sein ist. — Denn ich verdanke den größten Teil meiner bescheidenen Erfolge dem Wohlwollen und der allumfassenden, nimmer ruhenden, bewundernswürdigen Phantasie der Damen. Sie umspannen mit den goldenen Fäden ihrer Einbildung meine Leistungen, und sie glänzten. Ich wollte, ich hätte all die Klaviertaten vollbracht, die sie mir in die Schuhe bzw. in die Tasten schoben. Alles vergolden, alles versüßen und manchmal, höchst selten, auch alles verdrehen, ist Frauenart. Mir wurde alles versüßt, sogar der Gurkensalat, denn:

Alles versüßen ist Frauenbrauch,
Verzuckerte Dornen stechen auch.

Jede Dame wollte mich trösten, erheitern, und es war so gar nicht mehr nötig. Einst wurde im Frauenrat beschlossen, ich müsse nach Balatonfüred am Plattensee, um mich zu zerstreuen und Seebäder zu nehmen. Ich war noch nicht 16 Jahre alt, ein langer, sehniger Jüngling, ohne jede Lebenserfahrung. Mein guter Vater gab mir Geld, meine Mutter Ratschläge, und so flog ich denn froh und munter mit meinem einen Flügel aus dem Nest. In Füred empfing mich ein merkwürdiger alter Kauz, geckenhaft gekleidet, eine gekräuselte Perücke auf dem Kopf, mit gefärbtem Schnurrbart, in der Hand einen Stock mit Silbergriff auf dem ein großes B, zwei Punkte und Zay eingraviert waren. Ich dachte, es sei ein Baron Zay, es war aber ein bekannter Schmarotzer und Spaßmacher namens Bizai. Er nahm mich unter den Arm und führte mich in einen großen Speisesaal, wo gewiß über hundert Personen zu Abend speisten. Er winkte einem Kellner und sprach: „Herr Graf wünscht mit mir zu speisen, ehren sie den Gastgeber und seinen Gast durch ein reiches Menü!“

Man brachte vielleicht zwanzig Speisen und Champagner, und ich aß und trank mit dem alten Abenteurer in der lustigsten Stimmung. Auf einmal sprang er auf den gedeckten Tisch und sprach folgende Worte: „Meine Damen und Herren! Wir haben einen illustren Gast bekommen; ich nahm ihn unter meine Fittiche, besser kann er nicht mehr geborgen sein!" Alles lachte und schrie: „So ist es! Bravo, Bizai!" Nun fing er an mich zu loben und forderte die Anwesenden auf, mich hochleben zu lassen. Ein donnerndes „Eljen" erscholl, und von jedem Tisch wurde mir zugetrunken. Ich verbeugte mich recht ungeschickt und schämte mich unaussprechlich. Ich wollte die Rechnung begleichen. „Nein, das kann ich unmöglich gestatten," sprach der alte Abenteurer und nahm mir meine Brieftasche aus der Hand. Er bezahlte alles mit meinem Gelde, verteilte königliche Trinkgelder, und zum Schluß nahm er noch zehn Gulden heraus, steckte sie in die Westentasche und sagte mit einer souveränen Unverfrorenheit: „Ich habe sehr viel gegessen, die zehn Gulden sind für die Abnutzung der Zähne." Gar bald kannte ich die meisten Gäste und lebte lustig in den Tag und in die Nacht hinein. — Bizai hielt ich mir vom Leibe, obgleich er mich sehr erheiterte, besonders im Theater. Er begleitete die szenischen Vorgänge auf der Bühne mit laut gesprochenen Bemerkungen im Zuschauerraume. — Merkwürdigerweise zischte niemand, man lachte und rief: „Bravo, Bizai!"

Bei einer Othello-Vorstellung war er in besonders guter Stimmung. Als Jago Desdemona zu verdächtigen anfing, rief er Othello zu: „Glaub' ihm nicht, dem Hund!" Desdemona war im Privatleben auf den breiten Weg der Mutterschaft getreten. Als sie eines Abends wieder auf der

Bühne erschien, zog Bizai ein großes schwarzes Schnupftuch aus der Tasche, wischte sich die Augen und sprach mit weinerlicher Stimme: „Armes Weiberl, armes Weiberl. Sie ist unschuldig, ein schwarzes Kind wird es beweisen!" Bei der Würgeszene sprang er von seinem Sitze auf und schrie: „Wirst aufhören, elender Rauchfangkehrer!" Eine lustigere Tragödie habe ich nie erlebt.

Jeden Abend war Ball; die Fiedeln jauchzten, die Zymbel rauschte, und ich stand ernst in einer Ecke des Saales. Ich bedauerte, nicht tanzen zu können. Da trat ein schönes Mädchen vor mich hin, Komtesse M. Deym, nahm mich bei der Hand und sprach: „Sie werden mir zu Liebe tanzen." — „Es wird nicht gehen, ich habe es noch nicht versucht," war meine Antwort. Sie faßte mit ihrer linken Hand meine rechte Schulter, lehnte sich in meinen Arm, und flott ging es durch den ganzen Saal. Sie war meine erste und letzte Tanzlehrerin. Der ganze Saal klatschte ihr Beifall zu, nur ein schwarzer junger Herr, der offenbar zu viel getrunken hatte, glotzte uns mit gläsernen Augen an und lachte höhnisch. — Das Blut stieg mir zu Kopfe. Ich trat vor ihn hin und fragte: „Mein Herr, warum lachen Sie?" — „Ich muß doch lachen, wenn ein Einarmiger tanzt!" war die Antwort. Ich sagte ruhig: „Nun, ich werde Ihnen dies abgewöhnen!" und ließ ihn durch zwei Freunde fordern. Die Sache lief für mich sehr günstig und ehrenvoll ab. Und nun begann ein tolles, rauschendes Leben, Bälle, Kahnfahrten, Theater, Serenaden und so weiter. Im See war das Herrenbad vom Damenbad durch einen Strick abgesperrt. Ich legte ein Damenschwimmkleid an, tauchte unter und erschien mitten unter den badenden Damen, wurde aber gar bald erkannt und zu zwanzig Gulden Strafe durch den Badekommissar verurteilt.

Bald hatten meine Erheiterung und Zerstreuung bedenkliche Dimensionen angenommen, die Badekur war allzusehr gelungen. Mittlerweile hatten meine Eltern auch Nachrichten über den unglücklichen Sohn erhalten, und meine Mutter schrieb mir zu meinem sechzehnten Geburtstage folgenden Brief:

Seregélyes, den 23. Juli 1865.

Mein lieber Géza!

Heute bist du sechzehn Jahre alt; mein Herz ist bewegt, denn ich liebe Dich wirklich so recht innig. Mein mütterliches Gefühl ist ja das einzige auf Erden, das sich Dir ohne Egoismus naht. — Trotzdem sehe ich Dich scharf und nüchtern, weil Du ja ein Teil meines Wesens bist. Rüge ich auch manches an Dir, so ist es gewiß kein Mangel, sondern nur Überfluß an Liebe! Ich rüge Dich, weil ich Dich so haben möchte, wie Du bei Deinen Fähigkeiten sein könntest, nun aber nicht bist. Ich höre von Deinen tollen Streichen, von Deiner Lustbarkeit — es ist zu arg! Géza! Du bist sechzehn Jahre alt und hast im Leben samt Deiner armen Mutter so viel gelitten, daß ich Dich gewiß nie, an diesem Tage aber am allerwenigsten kränken möchte, und doch muß ich es Dir sagen, daß Du Dich nun sehr ausgelassen benommen hast. Denke recht ernst nach über alles, was ich Dir sage, es kommt aus einem treuen Mutterherz, das Dich liebt und Dein Wohl will. Dies Herz, es kann und will Dich nicht kränken, aber es will Dich ernst stimmen. Sei gesegnet und innig geküßt von

Deiner Mutter.

Da hatten wir die Bescherung! Man sendet mich in ein Bad, um mich zu trösten und zu zerstreuen, und nun heißt es wieder, ich möge ernst werden. Die Umkehr trat ein, ich wurde nachdenklich, meine gute, liebe Mutter grämte sich, und mein Portemonnaie war inhaltsloser als mein Leben. Ich faßte die besten Entschlüsse und Vorsätze, sie wurden aber durch ein Telegramm ihres moralischen Gehaltes beraubt. Dieses Telegramm war kurz, aber verständlich. Es lautete: „Nach Hause kommen. Papa." Ich schied, traurig wie ein abberufener Minister ohne Portefeuille. Mein Empfang war kurz, aber unangenehm. Zum Glück waren meine Eltern mit unserem Tumultuanten beschäftigt. Er war verliebt und wollte augenblicklich heiraten. Der Tumultuant in Liebesnöten, es war zu drollig. Täglich ward er bleich und bleicher, wie Asra, fühlte Stiche in, unter und über dem Herzen, saß stundenlang bei einer Zither und zupfte seine Gefühle aus diesem bescheidenen, doch überaus gemarterten Instrument heraus, daß die Saiten rissen. Bei jedem seiner mißlungenen Akkorde seufzte er wie eine pensionierte Lokomotive, die versuchsweise noch einmal geheizt wird. Ich war auch verliebt, nur in anderer Weise.

Liebesschmerzen
Sind dem Herzen
Täglich Brot.
Hast du keine,
Nun dann weine,
Du bist tot.

Ich ritt auf meinem großen Schimmel alle Herrensitze meiner Bekannten und Verwandten ab, kam oft mit klaffenden Wunden in den Beinkleidern an, denn der alte Schimmel

hatte den Koller und stürzte manchmal wie verendet zusammen. Man sah mich gern, denn ich spielte Klavier, besang und bedichtete jedes hübsche Frauen- und Mädchengesicht in aufrichtigen, aber herzlich schlechten Liedern und Gedichten. Nimptsch hatte mir eine seiner großen Holzpfeifen geschenkt, die ich immer in meiner Rocktasche trug. Eines Nachts, als ich heimwärts ritt, packte ein Wegelagerer die Zügel meines Pferdes, schwang drohend einen Fokos (Stockhacke) und forderte Geld oder das Leben. Der Moment war kritisch; kurz entschlossen griff ich nach meiner Holzpfeife, hielt sie wie eine Pistole im Anschlag, nach seinem Kopfe zielend, und rief: „Loslassen, oder ich schieße!" Der Strolch stieß einen wilden Fluch aus, sprang in den Straßengraben und verschwand. Die Holzpfeife hatte mich gerettet.

Wochen und Monate waren verstrichen in edlem Nichtstun, bis wir im Herbst wieder nach Preßburg übersiedelten. Nun hieß es lernen. Mein ganzer Tag war durch Gymnasialstudien, Sprachstunden und Fechtlektionen ausgefüllt, für mein liebes Klavier blieb kaum eine Stunde übrig. Ich besuchte das Deutsche Theater und verstrickte mich in die Mysterien der Bretter, die die Welt bedeuten. Ein alter Schauspieler namens Seidl hatte mich sehr liebgewonnen und warnte mich vor der Bühne. Er sagte mir: „Liebes Graferl, oben hängt alles an Schnüren, unten ist alles hohl, und was dazwischen steht, ist Lug und Trug!" Eines Abends wurde sein fünfzigjähriges Schauspielerjubiläum gefeiert. Seidl war Regisseur und arrangierte seine eigene Feier. Vor Anfang der Vorstellung besuchte ich die Bühne und sah, wie er alle Anordnungen traf. „Bei der Türe rechts," sagte er zu den weißgekleideten Mädchen, „werdet ihr eintreten und mich mit Blumen graziös bewerfen. Seht her, beiläufig

so! — Gebt acht, ihr dummen Gänse, daß ihr es gut macht! — Ihr Buben kommt von links auf die Bühne. Der Peter trägt den Lorbeerkranz. Daß du ihn nicht fallen läßt, Lausbub! Der Xaver das Album auf dem roten Polster. Nicht stolpern, Esel, ich sag' es dir!" Und so ging es weiter. Als alles in der Ordnung war, stieg der Vorhang in die Höhe. Seidl stand mitten auf der Bühne und wurde vom Publikum rauschend akklamiert; er verdiente es. Jetzt erschienen die Ehrengänse von rechts, die Lausbuben und Esel von links. Seidl griff wie traumverloren nach seiner Stirn und sprach mit zitternder Stimme: „Wo bin ich? Ist es ein Spiel meiner Phantasie? Ja, ja! Ich träume, so viel Ehrung kann ich ja nur träumen!" Ich wand mich vor Lachen in der dunkelsten Ecke meiner Loge und sah auf der Galerie biedere Köchinnen Tränen der Rührung weinen.

Noch ein Theaterereignis möchte ich erwähnen. Buntfarbige Plakate benachrichtigten ein p. t. Publikum, daß aus Paris die „Calos pinte cromocrene", fontaine lumineuse, eingetroffen sei. Eine primitive Schaustellung. Zwei überreife Damen, die offenbar versäumt hatten, beizeiten die Marienbader Kur zu gebrauchen, besaßen die Liebenswürdigkeit, ihre gewaltigen Reize im Trikot zu produzieren. Eine Gießkanne voll Wasser war die Fontäne, und eine farbige Laterne repräsentierte das luminöse Element. Die Damen waren oben und unten nur mäßig dekolletiert, und doch ging ein Schrei der Entrüstung durch das damalige höchst prüde Preßburg. Mein Religionsprofessor appellierte an meine Gesinnungstüchtigkeit und bestimmte mich, die skandalöse Schaustellung auspfeifen zu lassen. Ich war gleich dabei. Einige meiner jungen Freunde sagten mir ihre

freundliche Mitwirkung zu, und der Feldzugsplan wurde entworfen. Zwanzig Stück Gassenbuben erhielten Holzpfeifchen und wurden auf das strengste angewiesen, nur dann zu pfeifen, wenn ich das Zeichen dazu gegeben hätte. An demselben Abend wurde die Benefizvorstellung der ersten dramatischen Heldin gefeiert. „Calos pinte cromocrene" sollten den Schlußeffekt bilden, es kam aber anders. Unsere Heldin spielte den ersten Akt mit der erschütternden Tragik ihrer schon so lange geübten Kunst. Der Vorhang sauft herab, und zu meinem und ihrem Unglück versucht einer der Gassenbuben sein Pfeifchen, die anderen hören es, und es entsteht ein infernalisches Gepfeife, dem nur die starke Hand der Polizei ein Ende bereitet. Die Polizei erlebte dabei einen ihrer größten Erfolge, denn in fünf Minuten war die ruchlose Tat entdeckt und der Anstifter konstatiert. Alle Gassenbuben deponierten einstimmig: „Der Graf mit der einen Hand hat uns gedungen!" Der Direktor stürzte in meine Loge: „Herr Graf, wie habe ich diesen Insult verdient!" schnaufte der dicke Herr. Die tragische Heldin lag in schweren Krämpfen, der Regisseur raufte sich die Haare, der Stadthauptmann machte mir Vorwürfe. Es war ein schöner Abend.

Am nächsten Tag kamen alle Väter, Mütter, Großmütter und Tanten zu meinem Erzieher und verlangten sofortige Enthaftung ihrer armen Buben — alle saßen im Loch —, außerdem Schadenersatz, sprachen von Intervention bei der Schulbehörde und so weiter.

Der wirkliche Urheber dieser Geschichte ging leer aus. Ich sagte ihm: „Hochwürden, wenn Sie wieder einmal moralische Bedenken haben, so, bitte, pfeifen Sie gefälligst selbst!"

Die Liebe ist bei manchen Menschen eine chronische Krankheit mit wechselnden Symptomen. Die letzteren sind die Frauenideale.

Man muß sie nehmen, wie sie sind,
Halb sind sie Engel, halb ein Kind,
Und ohne Zweifel
Ganze Teufel.

Nun, mein neues Ideal war kein Teufel. Ein hübsches, pausbackiges, dickes Mädel, das mit seinen blauseidenen langen Bändern (in jener Zeit „suivez moi" genannt) durch alle Ballsäle flog. Meine Phantasie schmückte sie mit allen Attributen des Körpers und des Geistes, und sie ward ein Patentideal erster Klasse.

Im Jahre 1866 wurde die Umgebung Preßburgs durch eine schwere Überschwemmung heimgesucht. Ein Wohltätigkeitskonzert wurde geplant, und das Komitee forderte mich und den Tumultuanten zur unbarmherzigen Mitwirkung auf. Die Tatsache, daß man meinen Bruder Ernst auch angegangen hatte, gab mir Mut, ich akzeptierte. Der Tumultuant sollte im Chor der Oper „Josef und seine Brüder" mitsingen. Bei der ersten Probe kamen aber noch nie gehörte Intervalle in derart überraschender Mannigfaltigkeit aus seiner Kehle, daß der Kapellmeister den Taktierstock fallen ließ, sich die Ohren zuhielt und entsetzt ausrief: „Aufhören, aufhören, um des Himmels willen aufhören!" Der Text des Chores hieß: „In deine Vaterhände empfehl' ich meinen Geist!" Der Kapellmeister wiederholte mehrere Male: „Empfehl' ich meinen Geist! Ja, bei solchem Gesang empfehl ich meinen Geist!"

Der Tumultuant trug eine herrliche, lichtgraue, enge Hose und einen tadellosen ungarischen Attila, außerdem war

er einer der schönsten Jünglinge Preßburgs. So wurde er dekorativ behandelt. Der Kapellmeister nahm ihm das ehrenwörtliche Versprechen ab, keinen Ton zu singen, und nun stand er als stattlicher Statist an einer Ecke und hatte großartigen Schönheitserfolg.

Vor einigen Wochen fand ich in der Ecke eines wurmstichigen Kastens alte Zeitungsblätter. Sie waren schon ganz gelb. Ich dachte mir: Sieh, die Zeitungen verwelken auch! Sie standen dereinst am Baume des Ruhmes, rieselten zur Erde nieder, verwelkt, vergessen, abgestorben. Es war aber nicht vergebens, aus ihren Fasern erwächst ein neuer Baum des Ruhmes, und der soll, der muß blühen und stärker werden, als der vorige war. Die Künstler wachsen einer auf des anderen Schulter. Jeder arbeitet für seinen Nachfolger, und die ehrliche Presse nährt den Boden, aus welchem der Baum des Ruhmes wachsen und erstarken soll. Aus solchen alten, vergilbten Zeitungsblättern lese ich über mein erstes Konzert. Es fand am 25. März 1866 im alten Redoutensaal statt. Ich spielte eine Sonate und eine Phantasie über ungarische Lieder. Zum Glück sind beide Kompositionen verschollen. Sie müssen bei dem damaligen Stand und Unverstand meiner musikalischen Bildung recht armselige Machwerke gewesen sein. Die Blätter berichten über einen durchschlagenden Erfolg. Ich vermute, es war mehr ein draufschlagender. — Die ungarische Kritik schrieb ein später berühmter Schauspieler des Nationaltheaters, Franz Náday. Er hat eben auch als Kritiker den Leuten etwas vorgemacht. Ich erinnere mich noch deutlich an meine Eltern, die in der ersten Reihe saßen. Meine Mutter weinte, mein Vater applaudierte stürmisch. Neben ihnen saß ein mir sehr lieber Unverwandter, Graf Albert Waldstein, ein pensionierter

Reitergeneral. Er kam zu mir ins Künstlerzimmer und sagte: „Überlaß das dumme Herumspringen am Klavier anderen Leuten und komm mit mir nach Trebitsch (ein Waldsteinisches Senioralgut in Mähren) und springe mir ein Pferd ein, das ich jüngst gekauft habe!“

Mit großer Freude fuhr ich nach Trebitsch und zog mit Onkel Albert in die uralte Burg ein. Eine lange Flucht von Zimmern dehnte sich vor meinen erstaunten Augen, die Wände voll Ahnenbilder. Reckenhafte Gestalten mit Panzer und Schild, steife Frauengesichter, von hohen Spitzenkragen umrahmt, schauten verwundert auf uns herab. Mädchen, in bauschige Röcke gezwängt, hielten den obligaten Apfel in der Hand, halbwüchsige Knaben zogen an dem Eisenhalsband stichelhaariger Rüden. Ein vierzig Pfund schwerer Fisch glotzte mit kalten, nichtssagenden Augen nach dem Kardinal, der im Bewußtsein allerhöchster Würden gar nichts Aszetisches an sich hatte. Dann kamen die weißen Perücken, Feldherren mit Küraß und weißer Perücke, Diplomaten, Hofkavaliere mit weißen Perücken, eine endlose Reihe von jungen, alten, schönen und nicht schönen Frauen, die aber alle in zuvorkommender Munifizenz dekolletiert waren und gleichfalls weiße Perücken trugen. Zwei Bilder fielen mir besonders auf: Auf dem einen sehen wir den tapferen alten J. Waldstein mit seinen vierundzwanzig Söhnen Heerbann leisten und in den Krieg ziehen, auf dem anderen eine alte Waldstein mit einem erläuternden Text darunter, den ihr Herr Sohn verfaßt hatte. Die alte Dame sieht allerdings sehr wüst und bissig aus, darum aber darf ein Sohn nicht solch einen Kommentar unter ihr Bild schreiben. Es besagt in böhmischer Sprache: „Seht diese alte Hexe an, durch 30 Jahr hat sie uns gequält, bis sie endlich der

Teufel geholt hat!" Dann folgt noch ein ganzes Sündenregister, das ich hier nicht wiederholen will. Als ich mich nach dem Souper zurückzog, durchschritt ich mit dem Diener, der eine Kerze trug, vielleicht vierzig Säle. Mein Onkel wohnte, um mich klar und glaubenswürdig auszudrücken, wohl eine Viertelstunde Wegs von mir. Der Diener verabschiedete sich, ich hörte seine verhallenden Schritte und ging zu Bett.

Die Bilder beschäftigten meine Phantasie, der Mond schien voll in mein Gemach, und ich stand auf, öffnete die Flügeltüren und blickte die weite Flucht der Zimmer entlang. Als ich in mein Bett zurückgekehrt war, schlief ich sogleich ein und hatte einen wunderbaren Traum. Ich hörte zauberhaft klingende, gedämpfte Akkorde, die manchmal durch das Aufatmen eines Windstoßes unterbrochen wurden. Die Zwischenwände der Zimmer versanken, es bildete sich aus all diesen Räumen ein einziger riesengroßer Saal, an dessen Wänden alle Ahnenbilder erschienen. Die Bilder bekamen Leben. Die einzelnen Gestalten schwebten an der Wand entlang in den Saal, begrüßten sich in verwandtschaftlicher Liebe und führten einen ernsten Rundtanz auf. Meine Mutter hatte Jahre zuvor denselben Traum gehabt. Jahrzehnte später verwendete ich diesen Traum in meinem Tanzpoem „Gemma" und ließ die folgsamen Ahnen ihrem Jahrhunderte und ihrer Nationalität entsprechende Tänze aufführen.

Am anderen Morgen wollte ich das neue Pferd meines Onkels zureiten. Der Reitknecht teilte mir im geheimen mit, daß der liebenswürdige Gaul unter gar keiner Bedingung den Burghof verlassen wollte. Ich ließ das widerspenstige Tier mit Peitschenhieben durch das Burgtor

zwingen. Es gelang, aber der Gaul ging mit mir durch. Es war ein wilder Ritt. In Karriere die Straße hinunter, dann durch das ganze Städtchen, hinaus auf einen Weg, der von Feldern umsäumt war. Ich bemerkte ein Ackerfeld. Mit einem mächtigen Ruck lenkte ich mein Pferd in die tiefen Furchen und ritt im Kreise herum. Der Gaul ermüdete, ich stieß ihm die Sporen in die Flanke und zwang ihn zu erneutem Lauf. ‚Warte nur,' dachte ich, ‚ich werde dir das Durchgehen abgewöhnen!' Nach einer Weile blieb das Untier stehen und fing jämmerlich an zu bocken. Ich hielt mich lange im Sattel, endlich aber fühlte ich meine Kräfte schwinden und sprang ab. Heftige Schmerzen im Kreuze stellten sich ein, und ich konnte mich kaum auf den Füßen halten. Zufällig kam ein kleines Männchen in einem Wägelchen gefahren. Es sprang vom Wagen und sprach: „Ich bin der Doktor Dreischuh und judiziere, daß Sie sich das Kreuz geprellt haben — oder was." Ich bat ihn, mich ins Schloß zu fahren. „Freilich, freilich," war die Antwort, „Sie können ja weder gehen noch reiten — oder was." Wir fuhren nach dem Schloß, der gute Mann sprach fortwährend: „Ich werde Sie schon kurieren — oder was. Wie kann man sich mit einer Hand auf so ein Biest setzen; bitte um Verzeihung, das ist ein Unsinn — oder was?" Als ich meinen Namen nannte, zog er seinen Hut und sprach: „Da sind Sie ja ein Kavalier — oder was." Mein guter „oder was" steckte mich ins Bett, und nach vierzehn Tagen war ich wieder gesund — oder was.

Nach Preßburg zurückgekehrt, schrieb ich ein Theaterstück — oder was. „Nur keine Oper" hieß die Mißgeburt und wurde unbegreiflicherweise aufgeführt. Ein tollkühner Direktor wagte es. Es war ein Durchfall, kein rauschender, ein

stiller, ich möchte sagen: ein herzlicher, aufrichtiger Durchfall. Man lachte nicht, man pfiff nicht, man gähnte. Ich saß recht traurig in einer Ecke meiner Loge und blickte auf die tieftraurigen Mienen des Publikums hernieder. Da sah ich ein liebes, rotes Gesicht, es lachte, lachte herzlich, todesmutig. Es war mein Fechtmeister L. Martinengo.

Hoch klingt das Lied vom braven Mann
Wie Orgelton und Glockenklang.
Wer solchen Muts sich rühmen kann,
Den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang.

Martinengo war der einzige Sterbliche, dem mein Stück gefiel. Er gab mir sein Ehrenwort darauf.

Einige Monate später übersetzte ich den „Thronprätendenten" des ungarischen Bühnenschriftstellers Szigligety in erbarmungswürdige deutsche Verse. Das Drama wurde aufgeführt und hatte dank der Beihilfe meiner Kommilitonen rauschenden Erfolg. — Musikalisch beschäftigte ich mich wenig. Ich stand vor der Maturitätsprüfung und hatte vollauf zu lernen. Meine freien Stunden verbrachte ich in der Fechtschule und im Gebirge spazieren gehend.

Im Mai 1866 schwirrten Kriegsgerüchte in der Luft. Mein Bruder Alexius, der prächtige Husarenoberleutnant, sprach mit Begeisterung über Krieg und Heldentaten. Eine unüberwindliche Sehnsucht erwachte in meinem Herzen, auch Soldat zu werden. Ich fühlte mich unabhängig, kräftig und mutig wie ein junger Löwe. Das Blut meines Vaters gärte in mir. Ich wollte mit in den Krieg. Tag und Nacht grübelte ich darüber nach, wie das zu machen sei. Mit meinem Erzieher konnte ich keine Rücksprache halten, denn ich kannte seine Ansichten. Ich entdeckte mich meinem

Verwandten, dem alten Reitergeneral Albert Waldstein. „Mordskerl," sprach der alte Haudegen und fuhr sogleich nach Wien zu seinem Freunde Feldmarschalleutnant Reischach, der Inhaber eines Infanterieregiments war. In jener Zeit hatten die Inhaber eines Regiments das Recht, unter gewissen Bedingungen Offiziere ernennen zu dürfen. Ich erwartete die Rückkehr meines guten Waldstein am Donaukai in Preßburg. Er sollte per Dampfschiff aus Wien eintreffen. Ich fieberte vor Ungeduld, wie ein Wahnsinniger lief ich am Donauufer auf und nieder. Endlich erschien das Schiff. Waldstein stand auf der Kommandobrücke und winkte mit dem Taschentuch. „Ein gutes Zeichen!" jubelte ich und drängte mich auf das Schiff. Waldstein rief mir schon von weitem zu: „Er nimmt dich, du Narrenteufel, er nimmt dich!" — Stürmisch umarmte ich den alten Herrn, und nun wurde alles besprochen. Reischach würde den Kaiser in einer Audienz bitten, er möge mich trotz des einen Armes gnädigst als Leutnant bestätigen, alles sei in Ordnung, nur müsse ich die Einwilligung meiner Eltern erlangen. Ohne diese ließe sich nichts machen.

Ich stürmte in meine Wohnung. Dort fiel mein Erzieher beinahe von seinem Stuhle, als ich ihm alles erzählte. „Deus avertat, Deus avertat!" rief er wohl zwanzigmal. Ich aber setzte mich an meinen Schreibtisch und schrieb folgenden Brief an meinen Vater:

Preßburg, den 30. Mai 1866.

Lieber Vater!

Soeben erhalte ich von Feldmarschalleutnant Reischach eine überraschende Nachricht. Er hörte nämlich, daß ich unüberwindliche Freude für den Militärstand hege und ist bereit, mich, trotz meines einen Armes, zum

Leutnant zu ernennen. Ich halte es für meine Pflicht, dies Ihnen, lieber Vater, mit dem Bemerken mitzuteilen, daß ich Preßburg nicht verlassen habe, obwohl ich sofort einzurücken Gelegenheit hatte. Ich wollte auch fernerhin Ihr folgsamer Sohn verbleiben. Mit liebevollem Vertrauen wende ich mich nun an Sie, lieber Vater, und bitte Sie, auf mein unglückliches Leben zurückzublicken, nur das Kriegsschwert allein kann mich meinen körperlichen Mangel vergessen machen, ich bitte Sie inständigst, bedenken zu wollen, daß die Gewährung meiner Bitte mein Lebensglück bedeutet. Ich hoffe, daß Ihre Einwilligung baldigst, vielleicht telegraphisch, eintreffen wird. Ich küsse Mamas Hände und bitte um den Segen meiner lieben Eltern.

Ihr treu ergebener, gehorsamer Sohn Géza.

Mein Brief fiel wie eine Bombe ins elterliche Haus. Ich war in der angenehmen Lage, dies nicht mit ansehen zu müssen. Trotzdem glaube ich, daß mein heldenmütiger Vater stolz auf den Entschluß seines Sohnes blickte. Noch keine drei Jahre waren seit jenem Tage verflossen, da ich die Genüsse des Pulvers und Bleies kennen lernte, und siehe da, ich wollte wieder in die schwarzen Augen der Gewehrläufe blicken. Das gebrannte Kind fürchtete nicht das Feuer.

Nach einigen qualvollen Tagen des Harrens und Bangens kam folgende Antwort meines Vaters:

Seregélyes, den 3. Juni 1866.

Mein lieber Sohn!

Stelle keine Bitte an mich, die ich Dir nicht gewähren kann. — Meine Zustimmung brächte Dir gar keinen Vorteil, nur Entbehrung, Gefahr, vielleicht den

Tod. Deine Zukunft ist nicht das Schwert, sondern Dein reger Geist und dessen gewichtige Früchte, die Du mit Gottes Beistand zur Reife bringen sollst. Setze Deine Studien fort und bleibe uns ein guter, gehorsamer Sohn. Vor einigen Tagen besuchte uns Alexius, um Abschied zu nehmen. Hättest Du den Schmerz und die Verzweiflung Deiner Mutter gesehen, würdest Du gewiß nicht gewünscht haben, uns zu verlassen, um einer fixen Idee nachzustürmen, die uns alle unglücklich machen müßte. Schreibe an Feldmarschalleutnant Reischach einen artigen Brief und bedanke Dich für seinen ehrenvollen Antrag, den ich aber nicht gutheißen darf. Ich küsse Dich vieltausendmal, lieber, guter Sohn und bitte Dich, in dieser Angelegenheit nicht mehr zu schreiben. Im übrigen scheint sich die Kriegsgefahr zu verringern. Deinen Plan betreffend, wird Herr von Csiky gewiß meiner Ansicht sein, und Du wirst schon auf ruhige Gedanken kommen.

Leopold Zichy.

P. S. Den gewünschten Segen schicken wir Dir von Herzen, bleibe nur zu Hause.

Todestraurig schloß ich mich in mein Zimmer ein und wollte schier verzweifeln. Alle geträumten Heldentaten in Nichts zerflossen, alle Kränze des Ruhmes verwelkt, und es wäre so schön gewesen! Nun, es wäre wirklich recht schön gewesen! Das Regiment Reischach wurde so hart mitgenommen, daß nur sechs Offiziere unverletzt blieben. Bei dem Glück, das ich auf seiten der Damen genoß, hätte mich bestimmt eine Walküre in jene Hallen mitreiten lassen, wo man — Gott sei Dank — kein Klavier spielt. In einigen Tagen kam auch ein Brief meiner Mutter an.

Seregélyes, am 9. Juni 1866.

Mein lieber Géza!

Gerne hätte ich Dir früher geschrieben, hoffte aber von Tag zu Tag wohler zu werden, meine Fieber und das entsetzliche Bangen, ja diese ewige Todesangst um Elek (Alexius) lähmte alle meine Kräfte. Und seit ich Elek adieu (vielleicht für ewig) gesagt habe, beschleicht mich eine solche Trostlosigkeit, daß ich meine jetzigen Gefühle wohl meinem ärgsten Feinde nicht wünschen möchte! Bedenke demnach, wie mir armen Mutter sein mußte, als Papa gestern — Géza! erst gestern — Deinen Brief mitteilte. Nachdem er, wie er mir sagte, schon alles in Ordnung gebracht hat. Papa ist so aufgeregt, so außer aller Fassung, daß ich leicht denken kann, er habe Dir oder Csiky sehr rasch geschrieben? Ich möchte Dir diese erste Bitterkeit etwas benehmen und an Deine Vernunft appellieren. Wie kannst Du an einen Felddienst denken? Du bist ja so schwach, daß Du in vierzehn Tagen tot wärst, und nun, wo Du solch eine enge, schwache Brust hast, willst Du diesen so enorm anstrengenden Dienst unternehmen, noch nicht siebzehn Jahre alt, mit Deinem Unglück? Hättest Du zwei Arme, wäre es jetzt, und so jung, ein Unsinn, wie erst in Deiner Lage. Zu Fuß diese enormen Anstrengungen — ja es ist ein reiner Wahnsinn! Mein Kind, glaube mir, wenn ich alle meine Kinder so glücklich als nur möglich wüßte, nicht eben um meine Person, aber jeden eine Stellung ausfüllend, die für ihn passend wäre, in der er sich zufrieden sehen könnte — nur da möchte ich mich glücklich, ohne allen Egoismus, glück-

lich fühlen. Doch, wenn Du heute Deiner fixen Idee folgen dürftest, Du würdest gewiß nicht glücklich sein. Weil einige alte Brauseköpfe Dich närrisch machten und ein ewig betrunkener alter Soldat — vielleicht ein Teufel — Dich bestrickte, ist es auch nicht unterschrieben, daß Du Freude an Deinem Beruf fändest. Sind denn nicht genug kräftige junge Männer in der Welt, die Kraft, aber nicht Deinen Kopf haben? Lasse Sie wirken nach ihrer Art, ihrer Bestimmung nach. Du wirke, wie es Dir angemessen ist und wie Tausende und wieder Tausende nicht wirken können. Bedenke doch Deine Jugend! Wenn Du auch ewig Mann sein willst, bist Du mit siebzehn Jahren doch nur ein Jüngling. Weshalb also gar so indomptabel sein wollen? Höchstens um irgendeiner dummen Flamme zu beweisen, daß Du Offizier bist. Géza, ich träume so viel von Dir und erwache mit Fieber vor Angst, daß Du noch ein „Coup de théâtre“ machst — durchgehst und so weiter.

Erbarme Dich doch meiner, liebes Kind, denke, daß Du mich doch schonen mußt, ich bin ja so unglücklich.

Adieu!

Deine Mutter.

Ich muß wohl ein recht unbequemer Jüngling gewesen sein.

Zu meiner teilweisen Diskulpation schließe ich als Epilog meinen letzten Brief in dieser Causa bellum bei. Dieser beweist, daß ich ein sehr grüner Jüngling war, grüner als der grünste Laubfrosch.

Pozsony, den 11. Juni 1866.

Lieber Vater!

Mit wundem Herzen und schmerzgebeugt muß ich mich in den Willen meiner lieben Eltern fügen. —

Ich lege das Glück meines Lebens zu Ihren Füßen nieder und entsage dem Soldatenstand. Ah, es ist leichter, sein Leben zu opfern, als sein Lebensglück! Das Unglück ist eine rollende Dornenkrone, die sticht, bis sie ihren Bogen abgelaufen hat — ich fühle dies! Nach dem Gebote Gottes unterwerfe ich mich Ihrem Willen und leide! Ich küsse Mamas Hände und zeichne mich als Ihr gehorsamer Sohn

Géza.

Nun folgt ein Postskriptum, das mich heute unaussprechlich erheitert:

P. S. Als Trost bitte ich mir gestatten zu wollen, Mitglied des Ruderklubs zu werden.

* * *

Dieser Trost wurde mir gespendet, und schon in einigen Tagen ruderte ich mit meinen „bimanen" Freunden lustig um die Wette. Wir trieben am Wasser allerlei Allotria, fuhren auf die Ankerketten der Schiffbrücke, einmal kam ich sogar unter das Rad eines Dampfschiffes, ohne Schaden zu nehmen, konnte mich aber überzeugen, daß man mit einem Arm ganz gut schwimmen kann. Daraufhin versuchte ich die Donau schwimmend zu durchqueren, was mir auch gelang.

Vom Kriegsschauplatze kamen die traurigsten Nachrichten. Die Preußen standen schon vor Preßburg, und nach der Schlacht bei Blumenau trug ich Verwundete auf meinem Rücken über den Eisenbahndamm. Eines Abends erschien auch Alexius mit heiler, aber unbeschreiblich schmutziger Haut. Er nahm ein Bad und schlief hierauf achtundvierzig Stunden in einem Zuge.

Nach der Maturitätsprüfung, die ich sehr gut bestand, kam ich nach Seregélyes und ritt und jägerte dort den ganzen Tag.

Es war Cholerazeit. In vielen Häusern standen die Fenster offen, und in den Zimmern sah man aufgebahrte Leichen. Eines Tages ritt ich zu einem Verwandten, gute sechs Meilen von Seregélyes, dem Grafen C. Dieser hatte zwei Töchter, von denen die eine mein Ideal war. Die wunderschöne Cousine mußte so manches Gedicht erdulden. Sie hätte Besseres verdient. In Ungarn, diesem Zaubergarten der weiblichen Lieblichkeit, ist es sehr schwer, ein Mädchen eine Schönheit zu heißen. Sie war es. Ein Typus des ungarischen Aristokratenmädchens. Ich verlebte schöne, lustige Tage auf Schloß L. Bei Gelegenheit einer Weinlese kochte ich mit ihr das Mittagsmahl und drehte mit Beihilfe ihrer kleinen Hand die Knödel zurecht. Es war so poetisch, aber im Endresultat doch ganz verunglückt. Ich war, wie immer, hoch zu Roß angekommen, und da fand das reizende Cousinchen, daß meine Hand nach Pferd rieche, für einen Knödelkoch unpassend, ja unmöglich. Sie wusch denn meine Hand mit Eau de Cologne, und das Schicksal nahm seinen Lauf. Beim Diner machte der Hausherr bedenkliche Gesichter. Er blickte auf die Knödel wie ein Storchvater, dessen Gattin ein Rabenei ausgebrütet hat. Es war ein

kulinarischer Mißerfolg. Die Knödel dufteten nach Eau de Cologne.

Nach solchen Festen ging die wahre Lustbarkeit erst am Abend im Schloß an, wo bei Zigeunermusik bis früh getanzt wurde.

Im Herrenschloß muß man die Zigeuner hören. Wenn die Gäste, vom Tanzen ermüdet, im hellerleuchteten Saal an einer reichen Tafel sitzen, blitzende Frauenaugen den schwarzen Gesellen zuwinken, weiße Mädchenhände Champagner kredenzen, da wird der rohe Dilettant für einige Minuten ein gottbegnadeter Künstler, der die ganze Seele des ungarischen Volkes ausspricht.

Wie Lerchenflug, so wirbelt es
Beim ersten Geiger auf,
Und hinkend näselt der Sekund
Oft hemmend seinen Lauf.

Mit Ketten, die ein Volk zerschlug,
Wie rasselt stolz und froh,
In heller Freude schrankenlos
Das wilde Cimbalo.

Mit Keulenschlägen haut der Baß
Wohl manchmal nebenher,
Und tollkühn schreit die Klarinett',
Als wenn sie trunken wär'.

Und doch greift in die Seele dir
Der süße Höllentanz,
Und trügest selbst den Lorbeer du,
Du gäbst ihm deinen Kranz.

Heil dir! Heil Ungarns Musika,
Gott möge mit dir sein!
O bleibe feurig, kühn und zart,
Als wie der Ungarwein.

Und mag ein Künstler noch so hoch
In Ruhm und Ehren stehn,
Nie soll er drum von obenher
Auf seine Brüder sehn!

Denn, was in allen lebt und webt,
Was sie erhält gesund,
Das haftet mit den Wurzeln tief
Im heimatlichen Grund.

Heil dir! Heil Ungarns Musika!
Du blühe immerdar!
Die Götter wechseln in der Kunst,
Doch bleibe der Altar!

Wie ich früher bemerkte, ritt ich wieder nach Schloß L. Als ich am Kamme des Vértesgebirges ankam, sah ich unter mir das liebe alte Schloß liegen, und freudig gab ich meinem braven Fliegenschimmel die Sporen, um so schnell als möglich meinem Cousinchen huldigen zu können. Ich hatte noch eine Stunde Wegs zu reiten und wunderte mich, ein fortwährendes Glockengeläute zu hören. ‚Was ist denn da los?‘ dachte ich mir und spornte mein Roß zur größten Eile an. — Gar bald knirschte der Sand unter den Hufen. Ich war im Park angelangt. Der alte Schloßherr schlug die Hände über seinem Kopf zusammen. „Um Gottes willen, was suchst du hier?“ fragte er mich. — Unangenehm überrascht, stammelte ich: „Pardon, ich wollte meinen Besuch abstatten.“ Der alte Herr klingelte und befahl dem eintretenden Diener, mein Pferd nicht abzusatteln, ich würde sofort wieder heimreiten. Das war mir denn doch zu arg. Ich sagte in gereiztem Tone: „Hier werde ich ja nicht empfangen, aber hinausgejagt!“ Der alte Herr kraute mit seiner linken Hand an seinem rechten Ohr und antwortete: „Jawohl, mein Kind, weil ich die Verantwortung für dich nicht übernehme.

Wir haben vierzig Cholerakranke im Spital und zwölf Tote in der Baracke seit heute früh." — „Ich fürchte mich gar nicht!" wagte ich zu erwidern. „Wo sind die Cousinen?" Nun kraute der alte Herr mit seiner rechten Hand an seinem linken Ohr und antwortete: „Die sind im Spital und pflegen die Kranken in Gottes und der Barmherzigkeit Namen." — „Bei den Cholerakranken?" stammelte ich. „Ja, wohin du nicht gehen wirst, reite sofort nach Hause!" — „Aber lieber Onkel, ich reite sechs Meilen, bin hungrig wie ein Wolf; ich bitte um etwas zum essen, und dann will ich ja abreiten!" — „Du bekommst gar nichts, nicht einen Bissen, du könntest dir die böse Krankheit holen; gehe, gehe, adieu!" Traurigen Herzens bestieg ich mein Pferd und kam müde und ausgehungert an die Bahnstation Dinnyés, wo mir der Stationsvorstand ein Stück Käse und ein Stück Torte mit auf den Weg gab.

Im Spätherbst hieß es in Preßburg einrücken. Nun war ich ja Maturus und sollte Jura studieren, ein „Juris consultus" werden. Ich hatte nie eine öffentliche Schule besucht und benahm mich recht ungeschickt. Vor der ersten Vorlesung hielt ich es für passend, mich meinen Kommilitonen vorzustellen. „Meine Herren," sprach ich, „mein Name ist Géza Zichy." Ein schallendes Gelächter war die Antwort. Zornentbrannt sagte ich: „Ich glaubte unter junge Männer zu treten, sehe aber, daß hier nur Schüler sind!" Mein erstes Debüt war also kein glückliches. Dennoch gelang es mir schon nach wenigen Wochen, eine führende Position zu erobern. Ich wurde zum Präsidenten des Hilfsvereins, des Fechtklubs und zum Vizepräsidenten des Ruderklubs erwählt. Trotz alledem wollte mir das juridische Studium nicht behagen. All diese Rechtskreise, Disziplinen

und Pandekten brachten mich zur Verzweiflung. Ich bat meinen lieben, guten Vater, er möge mich dieses Studiums entheben, aber der alte Soldat blickte mich mit seinen schönen, lichtblauen Augen scharf an. „Du mußt deine juridischen Studien beenden," sprach er, „du wirst niemals ein Jurist sein, du bist eine Künstlernatur, und eben darum will ich dich wappnen, damit du, deine und deiner Mitmenschen Rechte kennend, auf festem Boden stehen kannst. Du wirst mir dereinst noch dankbar sein." Er hatte recht, und ich segne seinen Entschluß heute noch. Wie oft im Leben habe ich meine juristischen Kenntnisse brauchen können. Nichtsdestoweniger war ich damals sehr erbittert. Da begegnete ich einem Mann, der meine turbulente Sehnsucht nach Abenteuern erweckte. Er war ein Invalide, Linienschiffsleutnant Turkovich. Sein linkes Bein hatte er im Seegefecht bei Helgoland verloren. Seine Brust schmückte die große goldene Tapferkeitsmedaille. Man schob den armen Mann in einem Wägelchen die Promenade entlang. Ich war begeistert, entzückt, wollte Marineoffizier werden, die goldene Medaille erwerben, ein Bein verlieren. Unglaublich, und doch war es so. Ich machte also die Bekanntschaft des braven Offiziers, der mir alle Details des Gefechtes, aber auch seine Amputation und seine Qualen schilderte. Lächelnden Mundes hörte ich zu und erwiderte kopfnickend: „Ich kenne das — ich kenne das!" Ach, wie gerne hätte ich auch noch ein Bein verloren, um diesen Rock und diesen Orden tragen zu können. Turkovich verschaffte mir eine Navigationslehre, und ich las Tag und Nacht, um die Fundamente dieser Wissenschaft kennen zu lernen. Mein Vater ertappte mich, als ich einst spät nachts über diesem Buche saß. „Du willst Marineur werden, du unruhiger Patron," sagte er lächelnd,

„nun, ich werde dir nicht helfen, es wäre ja ein Unsinn!“ Damit verließ er das Zimmer, und mein Entschluß war gefaßt. ‚Wird mir der Vater nicht helfen, so helfe ich mir selbst,‘ dachte ich. Csíky war zwar nicht mehr mein Erzieher, aber doch noch mein treuester Freund; ihm entdeckte ich meine Absicht. Merkwürdigerweise unterstützte er mein Vorhaben. „Das Seeleben ist hart,“ sagte er, „Sie werden viele Enttäuschungen erleben. Doch des Menschen Wille ist sein Himmelreich und die Wahl seines Berufes sein Recht.“ Meine Mutter war untröstlich. Mein Vater sprach nicht mehr über die Angelegenheit und hatte nichts einzuwenden, als ich ihm meine Abreise nach Wien meldete. In Wien angekommen, nahm ich mir eine Privatwohnung, schrieb mich als G. von Vásonkeö (mein Prädikat) ein, um nicht entdeckt zu werden und entwarf meinen Feldzugsplan. Ich war siebzehn Jahre alt, kannte niemand in dieser großen Stadt und hatte niemand als mich selbst und meinen zähen Willen. Ich ging in das Marineministerium und suchte den Adjutanten des Ministers, Linienschiffsleutnant Baron von Henneberg, auf. Vor ihm fand ich so beredte, warme Worte, daß mich der sympathische junge Mann lieb gewann und in ein Hotel zum Speisen einlud. Bei fröhlichem Becherklang wurde nun alles besprochen. Der Minister war zu jener Zeit Konteradmiral Fautz, ein alter, griesgrämiger Seebär, der meine Angelegenheit gewiß nicht unterstützen würde. Es müßte ein Druck höheren Ortes auf ihn ausgeübt werden. O du meine Seele! Wie sollte ich diesen Druck erreichen? Dann, sagte Henneberg, müßte ich vom Takelagedienst enthoben werden, die Aufnahmeprüfung ablegen und die Erlaubnis Sr. Majestät hierzu erlangen. „Ich will's versuchen, ich will's versuchen!“ antwortete ich. Henne-

berg versprach mir, mich für die Audienz des kommenden Tages beim Minister vormerken zu wollen. Bis spät am Abend saßen wir beisammen, und Henneberg erzählte viel Interessantes über die Schlacht bei Lissa, war er ja doch der Adjutant Tegetthoffs gewesen. „Vor der Schlacht ließ Tegetthoff durch Ketten die Schiffskörper der alten Holzfregatten verstärken, indem er dieselben verflochten um die Schiffskörper binden ließ. Seine Energie, seine Arbeitskraft war übermenschlich, und als er das Kommando: „Sieg bei Lissa muß sein!" am Hauptmast seines Admiralschiffes hissen ließ, erhob er seine Arme zum Himmel und betete inbrünstig. Ich stand auf der Kommandobrücke des „Ferdinand Max", als das von niemand erwartete Kommando des Rammens gegeben wurde. Eine furchtbare Detonation machte die Luft erzittern, als der Bug des „Ferdinand Max" sich in die Flanke des „Ré d'Italia" verbohrte. Alles fiel zu Boden, nur der Kommandant blieb auf den Füßen, indem er sich an das Eisengitter rechtzeitig geklammert hatte. Der Moment war kritisch. Gurgelnd und schäumend ergoß sich das Wasser in den Eisenleib des „Ré d'Italia", die Kessel flogen in die Luft, und der fest verkeilte „Ferdinand Max" drohte mit in die Tiefe gezogen zu werden. „Ganze Kraft rückwärts!" erscholl das Kommando, und der „Ferdinand Max" wurde wieder flott." — Mit verhaltenem Atem hörte ich dieser Siegesepopöe zu und sehnte mich, dergleichen zu erleben. Die ganze Nacht verbrachte ich schlaflos und sann und grübelte über die Situation nach. Es wurde mir klar, daß ich nur durch Se. Majestät das Ziel erreichen konnte. Aber wie? Aber wie? Die Audienz des Konteradmirals Fautz verlief so, wie es mir Henneberg vorausgesagt hatte. Der alte Herr war sehr

brummig. „Warum gehen Sie nicht zur Diplomatie? Sie scheinen mir ja überaus findig zu sein.“ Als ich meine große Freude an dem Seeleben betonte, antwortete er: „Sie wissen einen Quark davon. In den subalternen Stellungen lebt man wie ein Hund, und in den hohen Chargen verzehrt einen die Verantwortlichkeit. Und nun gehen Sie zu Ihrer Frau Mama und sagen Sie ihr, ich sende mein Beileid zu ihrem turbulenten Sohn.“ Worauf ich antwortete: „Bitte, das lieber meinem Vater zu schreiben, der Eure Exzellenz belehren wird, sich nicht in Familienangelegenheiten zu mischen!“ Er blickte mich verwundert an und murmelte: „Verfluchter Kerl das.“ Vom Konteradmiral hatte ich nichts zu erwarten, so viel wußte ich nun, ich mußte mir also eine Audienz bei Sr. Majestät verschaffen.

In meine Wohnung zurückgekehrt, fragte ich meine Logiswirtin, ob sie einen verläßlichen Rechtsanwalt kenne. „Ja, zu welchem Zweck brauchen Sie, junger Herr, einen Rechtsanwalt?“ fragte mich verwundert die intelligente gute Frau. Ich erklärte ihr alles. „Nun, das kann ja mein Mann besorgen, der Hofbeamter ist, er wird Ihnen das Gesuch aufsetzen und Ihnen, soviel es in seiner Macht steht, dienlich sein!“ Wer war glücklicher als ich. Ich ging mit meinem Hausherrn in die Kabinettskanzlei und reichte mein Gesuch ein, selbstverständlich unter meinem vollen Namen. Ein Beamter fragte mich, ob mir denn die Erfüllung meiner Bitte in Aussicht gestellt worden sei. Ich hatte die unglaubliche Unverfrorenheit, ruhig zu antworten: „Im Marineministerium ist schon alles geordnet.“ Zwei Tage später wurde ich zur Audienz befohlen. Da stand ich nun in einem großen Saale, ungarisch gekleidet, in der Hand mein Gesuch und mein Pelzmützchen. Mein Hausherr hatte mir den Rat

gegeben, mich dem diensthabenden Adjutanten vorzustellen. Ich tat es auch und wartete verhältnismäßig gar nicht lange, bis ich vorgelassen wurde. Ich erinnere mich, daß ich mich in großer Aufregung befand und mein linker Fuß auffallend zitterte. Der Kaiser war ein hübscher junger Mann. Seine blauen Augen blickten wohlwollend auf mich. Nach einer tiefen Verbeugung sagte ich: „Euer Majestät, vor einigen Monaten habe ich mich trotz meiner einen Hand zum Militärdienste melden lassen, um mein Vaterland und den Thron zu schützen, nun bitte ich, mich allergnädigst in die Kaiserliche Marine aufnehmen zu lassen. Ich stünde nicht vor Euer Majestät, wenn ich mich nicht vollkommen unabhängig fühlte und meine Pflicht, mit Ausnahme des Takelagedienstes, nicht erfüllen zu können glaubte." Der Kaiser legte seine Hand auf meine linke Schulter und sprach: „Es ist sehr schön von Ihnen, daß Sie trotz Ihres Unglückes zur Marine wollen, und, wenn Ihre Eltern einwilligen, so werde ich Ihre Bitte erfüllen. Ich weiß, daß Sie sich vor dem unglücklichen Feldzuge bei Feldmarschalleutnant Reischach zur Aufnahme gemeldet haben, und es hat mich gefreut. Geben Sie mir Ihr Gesuch und gehen Sie beruhigt nach Hause!" Der Kaiser bog das eine Ende des Gesuches ein und legte es auf seinen Tisch. Ich war entlassen und sprang wie ein toller Ziegenbock durch alle Säle. Als ich zu Henneberg hinaufstürmte, fand ich noch einige Marineoffiziere bei ihm. Alle wurden zu einem Freudenmahle geladen, das erst am nächsten Morgen endete.

Nun hieß es nach Hause fahren. Eine gewisse Ernüchterung machte der anfänglichen Begeisterung Platz. Würden meine Eltern einwilligen? Drohend bäumte sich diese Frage vor meiner Seele auf. Ich war mehrere Tage ausgeblieben,

meine Eltern waren schon sehr besorgt. Meine Mutter fand ich auf der Chaiselongue in Tränen aufgelöst, mein Vater fragte mich ernst: „Wo warst du?“ — „Beim Kaiser!“ antwortete ich. Allgemeine Bestürzung und Überraschung. Mit einigen Worten erzählte ich alles. Meine Mutter schluchzte laut: „Man nimmt ihn mir!“ Mein Vater klingelte und sprach zum eintretenden Diener: „Ich lasse den Herrn General Dienstl bitten, sich zu mir zu bemühen.“ General Dienstl wohnte im zweiten Stock unseres Hauses und war mit meinem Vater eng befreundet. Am nächsten Morgen reiste Dienstl nach Wien, und nach wenigen Tagen kam mein Gesuch zurück: „Nicht genehmigt.“ Meine Eltern hatten mir ihre Einwilligung versagt. Ich war anfangs sehr unglücklich, doch allmählich fand ich Trost in dem Bewußtsein, alles getan zu haben, was zur Erreichung meines Zweckes überhaupt möglich war. Heute gedenke ich still lächelnd an diese kleine Episode in meinem Leben.

Nun schickten sich meine Eltern an, Preßburg zu verlassen. Das Schicksal ihres Sohnes bereitete ihnen einige Sorgen. — Was sollte mit mir geschehen? Sollte ich allein in Preßburg gelassen werden oder sollte Csiky als beratender Freund bei mir bleiben? Mein Vater löste die Frage — „Gib mir dein Ehrenwort, daß du dich vernünftig aufführen wirst, weder Schulden machst noch für andere Wechsel unterschreibst, brav studierst, und du kannst allein in Preßburg bleiben. Fühlst du dich aber zu schwach, mir dies Versprechen geben zu können, so bleibt Csiky mit dir.“ Ich gab mein Versprechen, und meine Eltern reisten ab. — Jetzt war ich selbständig, mein eigener Herr. Ich fühlte mich sehr wohl dabei. Im Hause eines Arztes, Dr. Buben, hatte ich Wohnung genommen, der in liebevoller

Weise um mich besorgt war. Gar bald bildete sich eine Gruppe von jungen Männern, eigentlich Jünglingen, um mich, und es entstand eine Art von Burschenschaft, das „Bandl". O du schöne, herrliche Jugendzeit! Verblüht, wie Blumen welken, verklungen wie ein fernes Lied im Tal. Deine heilige Unkenntnis des Lebens kann gar nichts ersetzen, nicht Ruhm, nicht Wissenschaft, weder irdische Größe noch Macht. — Ich war glücklich! Unter meinen Kommilitonen schloß sich einer mit besonderer Zuneigung an mich an, ein ganz armer, auffallend häßlicher Jüngling namens Alois Gogela. Meine Wohnung war im Parterre. Ein Brunnen stand vor meinem Fenster. Wenn die wasserholenden Mägde zu laut wurden und uns im Studium störten, so sagte ich nur: „Gogela, zeig' dich!" dann stob alles auseinander, wenn sein halb chinesisches und halb kalmückenhaftes Gesicht erschien. Gogela war sehr kunstsinnig, außerordentlich fleißig, hatte eine richtige Beobachtungsgabe und eine edle, treue Seele.

Jetzt trat auch mein musikalischer Werdegang in eine neue Phase. Ich war noch immer ein Stümper und im Grunde mehr Entzifferer als Notenleser. Dazu besaß ich gar keine theoretischen Kenntnisse: ich war ein Zigeuner am Klavier. Da begegnete ich dem Chormeister der Preßburger Liedertafel Karl Mayrberger — einem tüchtigen Musiker voller Ideale und Spirituosen. Er versuchte meine musikalischen Disziplinen auf den starken Grundmauern des Sechterschen Fundamentalsystems aufzubauen und mir zugleich die Kunst des wissenschaftlichen Biertrinkens mit besonderer Berücksichtigung der zu erlangenden Bettschwere beizubringen. Das Fundamentalsystem schien mir die trockenste Wissenschaft des Erdenrundes, und nur eine größere Anzahl

von Schoppen Bieres konnten mir dessen Studium erträglich gestalten. Mayrberger war ein tüchtiger Theoretiker und auch ein lyrisches Kompositionstalent von nicht alltäglichen Maßen. Seine Männerchöre und Lieder werden heute noch gern gesungen. — Wenn er mit mir nur höchst bescheidene Erfolge erzielte, so war es gewiß nicht seine Schuld. Er war überaus begeistert, besonders wenn er mehr als nötig getrunken hatte. In solch kritischen Momenten kam er immer zu mir und beklagte sich, daß er seinen Affen herumtragen müsse. Wenn er einen Schwips hatte, so lief er in der ganzen Stadt umher. Wöchentlich einmal versammelten sich meine Freunde auf meiner Wohnung, und es wurde lustig gesungen, pokuliert und gescherzt. Es waren die sogenannten „Laudurien", da wir ein Studentenlied mit diesem Refrain sangen. Selbstredend schmachtete ich auch wieder in Liebesbanden. Eine 36 Jahre alte Schauspielerin hatte mich be- und verzaubert. Ihr brachte ich bei Gelegenheit eines solchen Lauduriums ein seltenes Ständchen. Das Städtchen war in Schnee gehüllt, und es war bitter kalt. Trotzdem trugen meine Freunde mein Klavier unter ihre Fenster, Gogela stellte sich auf alle Viere, ich setzte mich auf seinen Rücken und spielte eine Serenade, „bis das Fenster klang und ein Angesicht (ein ungeschminktes) sich zu mir herunterneigte". Gleichzeitig erschien aber auch ein verdienstvolles Mitglied der heiligen Hermandad, ein slowakischer Polizeimann, und fragte erstaunt: „Was machte hier solch eine Kramuri, is e nicht erlaubt!" Ein Gulden stimmte ihn milder, und als ich noch eine Polka spielte, pfiff er sie mit, entschied aber hierauf: „Wor se sehr scheen, aber jetzt gehme z' Haus!" — Der gute Mann half uns sogar das Klavier nach Hause schleppen. Es waren schöne, glückliche Tage.

Meine juridischen Studien betrieb ich fleißig, musikalisch aber entwickelte ich mich sehr wenig. Einige banale Lieder, Klavierstücke und Tanzweisen stammen aus jenen Tagen. Ein Jahr später schrieb ich ein „Ave Maria", das wenigstens nicht banal ist und ab und zu auch heute noch gesungen wird.

Von Familienereignissen habe ich zu verzeichnen, daß mein Bruder Alexius das Militär verließ, Alexander meinen Vater in der Verwaltung seiner Güter unterstützte und Ernst, der Tumultuant, sein Ideal, die unvergleichlich schöne Baronesse Lopresti heiratete. Der Preßburger ehrwürdige Krönungsdom hat niemals ein schöneres Brautpaar geschaut. Bald fing mein Vater an zu kränkeln. Er litt an Nervenschmerzen und schlief sehr wenig. Der Feldzug der Jahre 1848/49 hat ihm dies Leiden gebracht.

In Ungarn war alles voll Jubel und Freude. Der Ausgleich kam zustande. Man rüstete zum Krönungsfeste. Die Kaiserin, Franz Deák und Andrássy haben dies Wunder fertig gebracht. — Mein Vater sprach damals zu uns vier Buben: „Kinder, wir haben nicht umsonst gekämpft, genießet die Früchte der neuen, schönen Zeit! Wir alten Haudegen gehören der Vergangenheit, ihr der Zukunft. Ich gehe nicht zum Krönungsfest, doch ihr müßt eurem Könige huldigen!" Der Freudentaumel dieser schönen Tage war unbeschreiblich. Alexander und Alexius führten Banderien*) zweier Komitate, Ernst seine herrliche Frau zu den Festlichkeiten. Ich wurde sogenannter Staberlherr, eine Art höherer Page, und der Königin zugeteilt. — Die Prachtentfaltung einer ungarischen Krönungsfeierlichkeit läßt sich nicht beschreiben. Alle Bischöfe

*) Reiterscharen, Ehrengarden.

saßen hoch zu Roß und murmelten Sterbegebete. Die alten Schimmel schienen ihre Superiorität zu fühlen und fingen würdevoll an zu tanzen. Eine Anzahl reichgekleideter Reitknechte hielten die Pferde am Kopfgestell und ihre Bischöflichen Gnaden gleichfalls an allen möglichen Körperteilen. Tausende von Galauniformen glänzten im Sonnenscheine, reichgeschirrte Pferde bäumten sich wiehernd; es war ein Feentraum. — Mein Bruder Alexander führte das Banderium des Weißenburger Komitats. Als er die altehrwürdige Komitatsfahne vor den Majestäten senkte, sprang dieselbe aus dem Eisenhalter, der beim Bügel hing und fuhr mit der Eisenspitze in die Flanken des Rapphengstes, der sich hoch aufbäumte und einen Sprung von gewiß zwei Klaftern machte. Die Fahne war etwa 50 Pfund schwer, mein Bruder aber schwang sie mit einer Hand während des Sprunges hoch über seinem Haupte unter dem brausenden „Eljen" der Menge. Am Krönungstage waren wir Staberlherren schon um 4 Uhr früh in die Hofburg befohlen. Von Frühstück war keine Rede. Da saßen wir nun im Burggarten und warteten darauf, unsern Dienst antreten zu können. Stunde um Stunde verrann, und die Majestäten erschienen nicht. Wir waren unaussprechlich hungrig. Meine Kameraden designierten mich als Sprecher. Dann gingen wir alle in die Hofküche. Ich hielt dem Küchenchef eine schöne Rede, die mit zwei Körben vorzüglicher Eßwaren und Wein belohnt wurde. Bald traten wir unseren Dienst an. Ich stand am unteren Ende der großen Treppe und sah die Königin in ihrem weißen Krönungskleide die Treppe herabschweben. Wie ein überirdisches Zauberwesen nahte diese unbeschreiblich schöne Frau. Der Atem stockte in unserer Brust, als sie lieblich lächelnd auf uns zuschritt. Als der Krönungswagen in den

Mein Bild als Staberlherr 1867

Torweg fuhr, bäumte sich der erste spanische Schimmel hochauf, und ich befürchtete, er könne die Königin streifen und verletzen. „Entschuldigen Majestät," sprach ich rasch entschlossen und sprang vor sie hin. — Mein Kleid streifte das ihre, so nahe stand ich, und es war gut, denn der Schimmel traf meine Brust und schlug zwei Knöpfe von meiner Attila. Holdselig lächelnd dankte mir die hohe Frau. Mein Chef belobte mich, und ich erhielt die zwei großen goldenen Krönungsmedaillen zum Andenken an diesen schönen Tag. O Gott der Barmherzigkeit, warum konnte ich nicht dabei sein, als der Unmensch Luccheni auf sie losstürzte? Meine eiserne Faust hätte ihn tot zu Boden gestreckt — ich weiß es! Nun liegt sie kalt und tot in der Kapuzinergruft, doch das ewige Lämpchen unserer Liebe hält Wacht über ihrem Sarge.

Als der König erschien, erwachte der ungarische Enthusiasmus mit elementarer Gewalt. — Das Volk hatte erfahren, daß er das Krönungsgeschenk zur Errichtung eines Honvedasyles spendete,*) die ungarische Landwehr sanktionierte: der Jubel war unbeschreiblich.

Der König ward zur größten Macht
Im stolzen Ungarland,
Weil ihn des Volkes Herz gewünscht
Als Herrn anerkannt.
Der wahre Ungar ist kein Knecht,
Er ist ein freier Held,
Doch *will* er dienen, dient er so
Wie niemand auf der Welt.

Ich hatte Gelegenheit, nach der Krönung in unmittelbarer Nähe des Königs zu stehen. Als er den Krönungs-

*) Asyl der achtundvierziger Freiheitskämpfer.

hügel hinaufsprengen wollte, wurde sein herrlicher Schimmel stutzig, er bäumte sich hoch auf und wollte nicht parieren. Seine Majestät, der ein vorzüglicher Reiter war und ist, bändigte ihn jedoch in kürzester Zeit. Als er dann in der Ofener Hofburg die Treppe hinaufschritt, sagte er lachend: „Ich habe dem Gaul die Sporen des heiligen Stephan fest in die Flanken gedrückt!" Hierauf kam die Zeremonie des Krönungsmahles. Am Throne war ein Tisch für vier Personen gedeckt. Es nahmen der König, die Königin, der Primas von Ungarn und Graf Julius Andrássy (in Vertretung des Palatinus) daran Platz. Nun wurden 36 Schaugerichte unter großen Zeremonien aufgetragen und wieder entfernt. Niemand aß einen Bissen, doch in der Mitte des Diners erhob der König einen goldenen, mit uraltem Tokaierwein gefüllten Pokal und sprach mit lauter Stimme: „Es lebe das Vaterland!" Hundert Kanonenschüsse erdröhnten und Hunderttausende von Stimmen riefen: „Éljen a király!" (es lebe der König). Es war ein wirklich schöner, feierlicher Moment. Einige Tage hindurch waren die Kroninsignien in der Kirche ausgestellt. — Ich hatte dort Dienst. Das Volk küßte kniend die Krone, den Reichsapfel und das Schwert Stephan des Heiligen. Stephan der Heilige muß übrigens einen großen Kopf gehabt haben, denn die Krone ist von beiden Seiten innerlich mit rotem Samt gewiß um zwölf Zentimeter verkleinert worden, damit sie unser König tragen konnte.

Die Feierlichkeiten waren verrauscht, und ich kehrte nach Preßburg zurück. Ein junger Mann trat mir näher, Johannes Batka. Heute ist er Archivar der Stadt Pozsany (Preßburg), ein lieber, treuer Freund, dessen feinfühligen Kunstsinn ich sehr oft zu Rate ziehe. Auch machte ich die

Bekanntschaft des genialen Übersetzers der Frithjofsage, des Barons Lüttgendorf-Leienburg, durch den ich so manche Anregung fand. — Im Winter gastierten Künstler von Rang am Deutschen Theater, unter anderen die bezaubernde kleine Hedwig Raabe, deren Kunst und bestrickende Persönlichkeit einen tiefen Eindruck auf mich machte. Ich unternahm mit ihr Winterspaziergänge in der Umgebung Preßburgs und war weit über meine Jünglingsohren in sie verliebt. Als sie gar zu bald Preßburg verließ, klang noch die Erinnerung an die Spaziergänge zitternd in meiner Seele nach.

Ich hab' dich überall gesucht,
Im Wald, wo du einst gingst,
Wo du mit deiner kleinen Hand
An meinem Arme hingst.
Ich hab' dich überall gesucht,
Im Wald, im Forst und Hain:
Ich fand dich nicht, du wirst mir wohl
Zu tief im Herzen sein.

Erst im Jahre 1870 begegnete ich wieder der großen kleinen Person und stand aufs neue unter ihrem Banne. Es war wirklich zu reizend, wenn sie auf einem ihrer kleinen Füßchen herumtanzte und dazu das Liedchen sang: „Im Garten meines Vaters, da stand 'ne kleine Blum', bum, bum." Eines Nachmittags bat sie mich, ich solle mit ihr die berühmte Wahrsagerin in Ofen aufsuchen. — Ganz verwundert antwortete ich, daß ich nie etwas über eine Wahrsagerin in Ofen gehört habe. „Sie ist sehr berühmt," war die Antwort, „fahren wir!" In Ofen, links über dem Tunnel, in einer entlegenen kleinen Gasse, fanden wir die alte, zahnlose Frau, die uns grinsend empfing und lange und forschend mit ihren kleinen, stechenden Augen anblickte.

„Merkwürdig, merkwürdig," kreischte sie, „ihr beide werdet bald heiraten, aber nicht euch. Du kleine Dame bekommst einen langen Mann, wie du einer bist, und du bekommst eine kleine Frau, wie sie eine ist." — Es ist buchstäblich eingetroffen, Hedwig Raabe heiratete den großen und langen Niemann und ich eine ebenso kleine Braut als sie war. Die alte Hexe legte uns dann noch die Karten. Mir prophezeite sie sehr viel Schmerz und Sorge, aber auch Erfolg und Anerkennung. Zum Schluß sagte sie mit erhobener Stimme: „Dein größter Feind ist das Wasser — hüte dich! Ich hoffe, sie hat das gebrannte Wasser gemeint. Da ich aber nie welches trinke, so bleibt nur noch das Meer übrig — und darauf wird mich Gott schon mit seiner Gnade beschützen.

Doch kehren wir nach Preßburg zurück. Die drei Jahre, die ich dort verbrachte, waren wohl die glücklichsten meines Lebens, aber für meine musikalische Bildung auch die unfruchtbarsten.

Die Kunst
Ist eine steile Leiter;
So mancher kriegt den Wadenkrampf,
Steht still und kann nicht weiter.

Meine Faulheit abgerechnet, war auch das trockene Fundamentalsystem der Grund dazu, trotzdem Mayrberger immer behauptete, Musik sei Mathematik mit Begeisterung. Die Herbstmonate verbrachte ich immer in Seregélyes. Ach, da war es sehr traurig geworden! Mein Bruder Alexius, dieser herrliche, riesenstarke Mann, war schwer erkrankt. Eine junge Dame hatte die Bemerkung gemacht, er sei zu stark geworden, und der Unselige kleidete sich infolgedessen im Juli in einen Pelz und lief in der Mittagshitze tagtäglich

über eine Meile querfeldein. Nach Hause zurückgekehrt, setzte er sich sogleich in ein Sitzbad, in welches er faustgroße Eisstücke legen ließ. Er holte sich die Brightsche Nierenkrankheit und war verloren. Nach Budapest gebracht, wurde er von seinem einstigen Erzieher Michael von Csiky in der liebevollsten Weise gepflegt.

In der Regel besuchte ich meine Eltern zu Weihnachten. Nur im Jahre 1868 mußte ich in Preßburg verbleiben. Es war ein recht trauriger Weihnachtsabend. Ich saß zu Tode betrübt an meinem Schreibtisch. Eine Künstlerseele ist den Stimmungen sehr unterworfen. „Niemand in der ganzen Stadt kann so verlassen sein als du," dachte ich, und Tränen traten mir in die Augen. Da pochte es an mein Fenster. Es war Freund Batka. Ich empfing ihn mit offenen Armen. Kaum saßen wir beisammen, so pochte es wieder. Baron Lüttgendorf trat ein. „Ich habe niemand in Preßburg," sagte er, „und so schlenderte ich die Gassen auf und ab und lugte nach den hellen Fenstern, wo ein Christbaum stand. Bei dir sah ich auch noch Licht und sagte mir, ein Dichterherz wird das andere nicht verstoßen!" — „Du hast recht gedacht, mein Freund, sei mir herzlich willkommen!" Kaum hatte ich das gesagt, als mein Fenster schon wieder erklang und der baumlange Schauspieler Bocka eintrat. Er stellte sich in die Mitte meines Zimmers und deklamierte mit Emphase: „Wehe dem, der am heutigen Abend mit seinem Schmerze ringen muß! Heute jährt sich der Abend, an dem meine Esmeralda mit dem Souffleur durchgebrannt ist. Meine jammervolle Qual lenkte meine Schritte zur Donau. Wer weiß, was geschehen wäre, wenn ich nicht das trostspendende Licht in der Bude eines edlen Dichtergrafen erblickt hätte. Hier bin ich und hoffe Trost und Labe zu

empfahen!" — Statt aller Antwort rief ich nach meinem Diener Pamphilius und sprach: „Wir alle brauchen Trost und Labe, bringe Punsch und ein gutes Nachtmahl!" Der traurige Weihnachtsabend endete sehr lustig. Ich setzte mich an das Klavier, Lüttgendorf legte seinen Kopf auf den Deckel desselben und sagte bei jeder donnernden Fortissimo-Oktavenpassage: „Nein, diese Pianissimos, wie ein Hauch!" Er war nämlich sehr schwerhörig. Morgens 3 Uhr, als die Stimmung ihren Höhepunkt erreicht hatte, deklamierte Bocka den Quasimodo aus dem „Glöckner von Notre-Dame" mit einer so erschreckenden Stimmgewalt, daß ein armer Judenvater aus dem Nebenhause herüberkam und flehentlich bat, der Herr möge aufhören. „Herr Graf," sprach er „wenn Se machen Klaviermusik, ist's a Vergnügen, wenn die Herrn Freinde singen, so is schön, aber wenn der Herr Bocka fangt sich an zu deklamieren, so kriegt mei Isidörche die Fras!"

Im Frühjahr spielte ich das erstemal in Budapest im großen Akademiesaale. — Es war ein glänzendes Konzert durch die Mitwirkung vorzüglicher Künstler und Künstlerinnen geworden. Im Juli fuhr ich nach Ischl, um von da nach Gastein zu reisen, wo mein Vater die Kur gebrauchte. In Ischl schloß ich mich an den sächsischen Gesandten Baron von Könneritz an. Ich speiste tagtäglich mit dem hochbegabten, liebenswürdigen Diplomaten im Hotel Bauer. Der alte Herr schien mich liebgewonnen zu haben und fand immer Worte, um in liebenswürdigster Weise meine burschikos übersprudelnde Redeseligkeit einzudämmen. Er tat es in der feinsten Weise. Wenn ich zu viel über meine Hunde und Pferde sprach, so erwiderte er fein lächelnd: „Sie können sich gar nicht vorstellen, wie sehr mich ihre

verehrten Herren Hunde und hochgeschätzten Pferde interessieren." Sprach ich über meine Leibgerichte, so sagte er: Oh, wie dankbar bin ich Ihnen, daß Sie mich in Ihre kulinarische Geschmacksrichtung einweihen. — Es gibt ja nichts Interessanteres als den Appetit unseres Nächsten!" Ich wurde stutzig und fing an über Musik zu sprechen. „Ich bin unglücklich, keinen Sinn für Musik zu haben," war die Antwort. Und nun fing ich an zu schweigen. Ich antwortete bescheiden auf seine Fragen und verhielt mich sehr ruhig. Nach einem Diner nahm er mich später einmal bei der Hand und sprach: „Sie haben mich verstanden und mir eine große Freude dadurch bereitet. Ich hoffe, Sie in Wien wiederzusehen. Es wird mich immer freuen, Sie empfangen zu können!" Er gab mir noch einen Wink, der für mich sehr nützlich war. Ich hatte die Bekanntschaft einer wunderschönen Frau gemacht, die mich aufforderte, sie zu besuchen. — Ich war auch einigemal hingegangen und erwähnte das vor Baron Könneritz. „Lieber junger Graf," sprach der alte Herr, „diese Dame genießt exterritoriale Rechte. Sie ist das Eigentum eines fremden Souverän; gehen Sie nicht mehr hin. Sie wollen doch keine Staatsaktion provozieren!" „Gewiß nicht," erwiderte ich lachend und stellte meine Besuche ein.

In Gastein fand ich meinen Vater in gebesserter Gesundheit. — Es trafen auch gute Nachrichten über Alexius ein, und der engelsgute Vater schien neu aufzublühen.

Im Jahre 1869 setzte ich meine juridischen Studien mit gesteigertem Fleiße fort. Stand ich doch vor den Staatsprüfungen und wollte dieselben „eminent" ablegen. Mein Klavier war zugeklappt, Fecht- und Reitübungen wurden auf ein Minimum beschränkt. Inzwischen fing mein armer

Vater wieder an zu kränkeln. Wenn von Alexius bessere Nachrichten eintrafen, erholte er sich zwar etwas, aber im entgegengesetzten Falle verschlimmerte sich sein Zustand. Er telegraphierte mir, ich möchte nach Pest fahren, Alexius besuchen und dann Nachrichten nach Seregélyes bringen. Als ich zu meinem Bruder kam, traf ich ihn schwer wassersüchtig an. Trotzdem sagten die Ärzte, er sei in einem so ausgezeichneten Kräftezustand, daß auch noch das Wunder einer teilweisen Genesung möglich sei. — Meinen Vater fand ich als gebrochenen Greis. Die Sorge hatte den herrlichen Mann vorzeitig zernagt. — Ich beruhigte ihn so gut ich konnte. Er aber nahm mich bei der Hand und führte mich in die Hauskapelle. Nie werde ich diese Szene vergessen. Der Raum war in Halbdunkel gehüllt, und es brannte nur ein kleines Lämpchen vor dem Altare. Er betete laut, wie sein Vater auch, aber wie anders lautete sein Gebet. „Herr und Gott," sprach er, „hier knie ich vor dir und bitte dich nur um eines: lasse mich kein Kind begraben. Hundertmal habe ich dem Tode ins Auge geschaut, ich fürchte ihn nicht, ich sehne mich nach ihm, ich erflehe ihn von dir — ich kann kein Kind begraben — ich kann es nicht — ich kann es nicht! — Schütze mich vor Selbstmord, ich will mich nicht zu deinem Throne drängen. Ich will ehrlich sterben. Ich will zu dir kommen, weil du mich gerufen hast. — Vater, erhöre mich!" Mir standen die Haare zu Berge, als ich dies Gebet hörte. Sanft hob ich ihn auf und versuchte, ihn zu trösten.

Er umarmte mich und weinte bitterlich. Dann blickte er himmelwärts und sprach: „Ich werde ihn nicht begraben, der alte Caracciollo sprach auf seinem Totenbette gewiß keine Lüge."

Mein Bild im Jahre 1870

PUBLIC LIBRARY

Nach Preßburg zurückgekehrt, fand ich einen Brief aus Berlin. — Handschrift einer Dame. Ich mußte sogleich abreisen. Meine Kasse war erschöpft. Da zogen die treuen Mitglieder des „Bandl" ihre Uhren aus den Taschen, und diese wanderten alle den Weg ins Versatzamt. Berlin entzückte mich ebenso wie die Dame, für die ich meine und meiner Freunde Uhren versetzt hatte. Ich besuchte die Theater, meiner finanziellen Lage entsprechend, in den höheren Regionen, denn wer finanziell erniedrigt ist, wird im Theater erhöht werden. Im Königlichen Schauspielhaus wurde „Hamlet" aufgeführt. Ich saß über der Hofloge und hatte meinen kleinen Operngucker auf die Brüstung gelegt. Plötzlich fiel derselbe herunter, schlug einen Flügel des Adlers, der über der Hofloge angebracht war, herab und fiel knapp zwischen zwei Herren des Parterre zur Erde. Ich erschrak, faßte mich aber sogleich wieder, blickte ins Parterre, dann auf die obere Galerie und bemühte mich, die Aufmerksamkeit von mir abzulenken. Eine barmherzige Dame neben mir flüsterte mir zu: „Ihr Operngucker ist hinuntergefallen, bleiben Sie ruhig sitzen!" Der diensthabende Polizeibeamte erschien und wendete sich direkt an mich. — Die Dame antwortete statt meiner: „Der Herr hatte gar keinen Gucker, er muß von der höheren Etage gefallen sein!" Damit war die Sache erledigt. Und nun ereignete sich etwas Wunderbares, Mysteriöses. Der Geist des alten Königs erschien: es war mein Vater. — Ich wischte mir die Augen, bat um das Glas meiner Nachbarin, blickte scharf hin: es war mein Vater, Gestalt, Bart, Haare, Augen, Nase; alles, alles mein Vater. Eine entsetzliche Angst befiel mich. Ich eilte in meine Wohnung und fand ein Telegramm Csikys. „Papa Lungenentzündung, in höchster Gefahr. Kommen Sie sogleich." In

zwei Stunden saß ich im Coupé und fuhr der Heimat zu. In welchem Zustande ich in Pest ankam, brauche ich nicht zu beschreiben. Es war starker Schneefall eingetreten, die Bahn nach Seregélyes war verschneit. Ich wollte um jeden Preis weiterreisen. Wir fanden einen Fiaker, der um 200 Gulden die Fahrt wagen wollte. — Wir fuhren mit vier Pferden in einem Schlitten. Es war eine harte Fahrt. Zu wiederholten Malen mußten wir aussteigen und im Schnee waten. Endlich konnten die Pferde nicht mehr weiter. Baron Földváry gab uns neue Pferde, und unter unseligen Mühen kamen wir eines Nachmittags in Seregélyes an. Schon von weitem hörten wir Glockengeläute. Krampfhaft erfaßte ich die Hand Csikys und sprach: „Mein Gott, er ist schon tot!" — Als wir in den Park einbogen, begegneten wir dem Stallmeister. Ohne stehenzubleiben fragten wir ihn nach dem Befinden meines Vaters. „Sehr schlecht, aber er lebt!" war die Antwort. Als ich meine Lippen auf die treue Vaterhand drückte, rollte so manche Träne darauf. Da lag nun der gute heldenmütige Mann auf seinem Sterbebette und lächelte in stiller Zufriedenheit. „Wie freut es mich," sprach er, „daß du vor meiner Abrückung eingetroffen bist. Du warst in Berlin, wie müde mußt du sein. Leg dich nieder, mein Bub." Sein Atem wurde immer kürzer und kürzer. — Regungslos, wie eine Marmorstatue stand meine arme Mutter am Fußende des Bettes. Ich ging ins Nebenzimmer. Dort fand ich Professor Dr. Lumnitzer. Auf meine Frage, wie er den Zustand meines Vaters finde, sprach er ernst und traurig: „Es dauert nur noch einige Stunden — leider — leider." Als ich zu meinem Vater zurückkehrte, zeigte er auf das Bild meines Bruders Alexius, das über seinem Bette hing. Es

stellte ihn in der Vollkraft seiner männlichen Schönheit als Husarenoberleutnant dar. — Lächelnd sagte der Sterbende: „Wie schön er ist, ein wahrer Soldat und jetzt ein dem Tode Geweihter. — Ich gehe, ihm Quartier machen, dort hinauf — weit — weit." Wir drei Söhne und unsere arme Mutter umstanden das Bett. Zärtlich und liebevoll blickte er uns alle an. — „Ich habe kein Testament geschrieben," sagte er nun feierlich, „mein größter Schatz ist eure Mutter. Diese vermache ich euch. Pfleget sie, heget sie mit aller Liebe, die sie von euch verdient. Meine irdischen Güter teilet gerecht in gleiche Teile, nachdem ihr für eure Mutter gesorgt habt. Jeder ihrer Wünsche soll euch heilig sein. Und nun segne euch Gott, so wie ich es euch in meiner letzten Stunde wünsche und von Gott erflehe. — Marie, deine Stimme soll mich ins Jenseits begleiten, bete die Sterbegebete!" — Mein Gott, wie stark kann doch eine Frau sein! Meine Mutter betete die Sterbegebete, ohne zu stocken, still und ruhig. Ihre Stimme klang wie der Ton einer Sterbeglocke. — Der Atem des besten Vaters fing an zu stocken, die Betende sank in ihre Knie — und die Erde war um einen Ehrenmann ärmer. Mein Bruder Alexius hörte die Todesnachricht auf seinem Krankenlager. Krampfhaft umarmte er Csiky und weinte bitterlich. Sein Zustand besserte sich wunderbarerweise zusehends. Er verließ nach monatelanger Krankheit sein Bett, fuhr nach Seregélyes, schwärmte für sein Ideal, eine Komtesse K., und konnte im September auf Anraten der Ärzte mit Bruder Alexander nach Italien reisen. — In Neapel blühte er auf, bestieg zu Pferde den Vesuv mit Komtesse K., und gar bald wurde die Verlobung gefeiert. — In Preßburg vergrub ich mich in meine Bücher, es war ein Glück. Schon

des Morgens um 3 Uhr ging ich mit Gogela in den Aupark und lernte. — Ich bestand die Staatsprüfungen samt Gogela in allen Disziplinen mit Auszeichnung und habe so den Willen meines Vaters erfüllt. Nach der letzten Prüfung fragte ich Gogela, welche Laufbahn er einzuschlagen gedenke. Er blickte mich mit seinen treuherzigen Augen ruhig an und antwortete: „Ich verlasse Sie nicht, ich werde Ihr treuer Sekretär sein und mich nützlich erweisen.“ Er hat sein Wort gehalten, bis zu seinem Tode besorgte er meine immer wachsende Korrespondenz, kopierte mit seiner wunderbar schönen Notenschrift meine Kompositionen, kurz: war mir in allem ein treuer, edler Freund. Als ich Preßburg in einer schönen Sommernacht dauernd verließ und des Mondes Strahlen das liebe alte Schloß und die Donau in Silberschleier hüllte, erfaßte mein Herz ein unbeschreibliches Weh. Ich schied von meiner Jugend, von meinen Träumen, von der süßen, arglosen Unerfahrenheit des blütereichen Jünglingsalters — und die große Lebensreise begann.

Die Schule des Lebens

Der Eilzug des Lebens
Braust bergab, bergauf
Zur Endstation Friedhof
In rasendem Lauf.

Du stehest am Fenster,
Erspähst mancherlei,
Siehst Blumen, hörst Glocken
Und Kindergeschrei.

Siehst eilende Wolken
Und stürmenden See,
Auch friedliche Häuser
Der Menschen voll Weh.

Und kaum, daß du all dies
Nur flüchtig erkannt,
Da kommt schon der Schaffner,
Herr Doktor genannt.

Der spricht ganz bedächtig:
„Die Reise ist aus!"
Verlangt deine Karte
Und hilft dir heraus.

Den Herbst verbrachte ich recht traurig bei meiner Mutter in Seregélyes. — Im Spätherbste kam ich nach Pest und fühlte mich sehr unglücklich. Ich nahm mir eine Wohnung und lebte da mit Gogela und meinem Diener. — Speisen ging ich ins adlige Kasino, fand aber nicht die Anregung, die mir notwendig war. — Da machte ich die Bekanntschaft des großen Poeten, Philosophen und Politikers Baron Joseph Eötvös. — Er war Kultusminister und nahm sich meiner in der liebevollsten Weise an. — Ich trat nun in den Staatsdienst. Der Minister ließ mir ein eigenes Zimmer anweisen und gestattete, daß ich meinen Sekretär Gogela ins Bureau mitnehmen durfte. — Allgemeiner Aufruhr im Ministerium. Ein Honorärkonzipistenpraktikant, der im Fiaker mit seinem Sekretär dahergefahren kommt, sein eigenes Bureau hat — es war unerhört. Nun, ihre Aufregung dauerte nicht lange. Leider starb der große Mann, Baron Eötvös, und ich verließ den Staatsdienst.

In diese Zeit fällt mein Verkehr mit Robert Volkmann. Noch beim Abschied erzählte mir Mayrberger in Preßburg, ich möge bei Volkmann theoretischen Unterricht nehmen, und machte mich zugleich darauf aufmerksam, daß der alte Herr schwer nahbar sei. — Ich war auf alles gefaßt. Als ich die drei Etagen zu seiner Wohnung hinaufstieg, fand ich einen alten Mann vor einer offenen Tür im Flur stehen. Er trug eine graue grobe Jacke und hatte einen Besen in der Hand. Ich fragte ihn nach der Wohnung Robert Volkmanns. Der alte Mann nahm den Besen in seine linke Hand und zeigte mit einem Finger seiner rechten auf sich selbst. — Ich war für einen Augenblick sehr verblüfft, faßte mich aber rasch, beugte mich zur Mistschaufel, ergriff dieselbe und sagte: „Mein Name ist Géza Zichy, vielleicht kann ich Ihnen beim Reinemachen behilflich sein?" Volkmann schob seine braune Pelzkappe auf das andere Ohr und blickte mich höchst verwundert an. Als alles geordnet war, fragte ich ihn, ob er mich zu seinem Schüler annehmen wolle. „Ich gebe keine Klavierstunden und will über meine Zeit frei verfügen!" sagte er trocken. „Ich wünsche ja auch keine Klavierstunden, ich bitte Sie, mir theoretischen Unterricht zu erteilen." Volkmann lächelte hämisch. „Zu was braucht ein Graf theoretischen Unterricht?" Es war eine schwere Aufgabe, mit Volkmann zu verhandeln. Wohl zwei Stunden lang redete ich, bis er mir seinen Entschluß mit folgenden Worten mitteilte: „Nun gut, ich werde Ihnen manchmal, höchst selten, Unterricht erteilen, aber nur dann, wenn ich absolut nichts Gescheiteres zu tun habe. Sie werden dreimal an meine Türe klopfen. Wenn ich nicht sogleich aufschließe, so ist es ein Zeichen, daß ich Sie nicht empfangen will — und dann gehen Sie nach Hause und

rauchen eine Zigarre!" — „Einverstanden!" sagte ich und verließ den merkwürdigen Mann.

Drei Tage hintereinander klopfte ich je dreimal an seine Türe, sie wurde nicht aufgemacht. — Die Türe hatte auch ein Guckloch und eine Glocke. Den vierten Tag verlor ich die Geduld. Ich zog an der Glocke und hockte sogleich nieder, denn ich befürchtete, er würde mich nicht hereinlassen, wenn er durch das Guckloch meiner ansichtig würde. Volkmann sah durch das Guckloch, brummte einige Worte und öffnete die Tür. — Er mußte lächeln, als er mich in dieser Stellung sah und ließ mich eintreten. — Nun erst besah ich mir den merkwürdigen Mann. In einen grauen Schlafrock gekleidet, an den Füßen große Filzpantoffeln, auf dem Kopfe die Pelzmütze, machte er durchaus nicht den Eindruck eines bedeutenden Mannes. Der starke, graue Schnurrbart, der kräftige Nacken und die gedrungene Gestalt gaben ihm das Aussehen eines pensionierten Majors. Doch wenn man ihm in seine tiefen, schwärmerischen Augen blickte, sah man Altäre erscheinen, die den höchsten Idealen der Kunst geweiht waren. — Ich mußte auf seinem schlechten Klavier einige Stücke vorspielen. Er hörte sinnend zu, dann sagte er mir: „Lernen, lernen! Wenn Sie Geduld und Fleiß haben, so wird was Rechtes aus Ihnen. Sie werden aber wenig Geduld haben. Ich werde versuchen, Ihnen das Notwendigste beizubringen, damit Sie alles Notwendige allein zu erlernen imstande sein können." — Volkmann hat sich sehr mit mir geplagt. Von Natur aus wortkarg, beschränkte er sich darauf, mir Aufgaben zu stellen, die er dann korrigierte. Ich hing mit schwärmerischer Anhänglichkeit und Freundschaft an ihm, und es kränkte mich, daß er sich mir gegenüber so verschlossen benahm. Als ich einmal hierüber

klagte, sagte er mir: „In meinem Alter schließt man schwer neue Freundschaft. Sie sind mir sehr sympathisch, und das ist ja vorläufig genug.“ Und doch ward er mein Freund und hing mit rührender Zärtlichkeit an mir und meiner Familie.

Volkmanns finanzielle Verhältnisse waren zu jener Zeit sehr knapp, ja sogar ärmlich. Ich tat mein Möglichstes, um seine Lage zu verbessern. Man sprach von der Errichtung einer Musikakademie. Liszt sollte das Präsidium übernehmen. Ich bemühte mich schon von vornherein, um Volkmann eine Professorenstelle zu verschaffen, die er auch erhielt.

Außer meinen musikalischen Studien befaßte ich mich auch mit literarischen Arbeiten und schrieb ein Lustspiel „Der Phrenolog“, das ich unter dem Pseudonym „Justus“ dem Nationaltheater einreichte. Das Stück wurde angenommen und mit großem Erfolge aufgeführt. Als ich lebhaft gerufen wurde und auf der Bühne erschien, war es für alle eine große Überraschung. — Ich schrieb auch Kritiken über Opernaufführungen für die „Abendzeitung“ („Esti-lapok“) zum größten Gaudium Volkmanns, der mir immer sagte: „Sie können gerade so wenig, um ein Rezensent zu werden.“

Die große Welt besuchte ich wenig. — Ich fand keinen Gefallen an dem Getriebe der Gesellschaft und deren prunkhaften Festen. In jener Zeit entfaltete das Haus Graf Karátsonyi königlichen Luxus. Bei Gelegenheit der Krönung fanden im Ofener Palais Feste statt, an denen Tausende von Gästen bewirtet wurden. — Einmal machte ich ein solches Fest mit, langweilte mich aber derartig, daß ich in Zukunft nicht mehr hinging. Ich wurde dann auch von der Liste der zu ladenden Gäste feierlich gestrichen. Wer hätte

Robert Volkmann

LIBRARY

es damals gedacht, daß ich ein Jahr später die eine liebe Tochter des Hauses als Gattin heimführen würde?

Ende Februar bekamen wir schlechte Nachrichten aus Rom. — Bruder Alexander telegraphierte, Alexius sei wieder erkrankt, es möge einer von uns Brüdern nach Rom kommen. Wir fuhren beide schleunigst nach Italien ab und hofften, daß seine bewährte Kraft die drohende Gefahr wieder überwinden werde. Da wir kein Wort Italienisch sprachen, so hatten wir manche Unannehmlichkeit. Der Tumultuant wollte immer die Schaffner hinauswerfen, die ihn im Schlafe störten, und geriet mit den Kellnern in schwere Konflikte. — In Bologna hatten wir zwei Stunden Aufenthalt und machten eine Spazierfahrt. Der Kutscher fuhr uns in und vor der Stadt herum, und sorgenschweren Herzens sahen wir nach unseren Uhren, die schon in zwanzig Minuten den Abgang unseres Zuges zeigten. Bruder Ernst versuchte, sich durch tollkühn erdachte Worte verständlich zu machen. Er sprach von „Lokomotivio", „Eisenbahno" und „Vagonio", worauf der brave Kutscher immer mit einem „Non capisco" antwortete. Darauf sprangen wir aus dem Wagen, ich ließ einen Pfiff erschallen, und der Tumultuant bewegte beide Arme in halbkreisförmigen Bogen wie die Kurbeln der Lokomotive und gab erschreckende Zischlaute von sich, die das Entweichen des Dampfes darstellen sollten. Der Kutscher verstand uns augenblicklich und sagte: „Capisco, capisco, strada ferrata!" Wir kamen gerade noch zur rechten Zeit an, um in den Eilzug springen zu können.

In Florenz ereilte uns die niederschmetternde Nachricht, daß unser lieber, prächtiger Alexius gestorben sei. Der Riese konnte den Tod nicht besiegen. Zwei Ärzte hatten ihn gestützt. Er warf beide zu Boden und rief: „Margarete —

also doch —!" und war tot. Ein genial angelegter, herrlicher junger Mann war mit dreiundzwanzig Jahren als Bräutigam dahingegangen, ein edeldenkender und fühlender Mensch, ein gottbegnadeter Jünger, der mit seiner hohen, mächtigen Baritonstimme Sänger von Beruf zur Bewunderung gezwungen hatte. Sprachlos starrten wir in die dunkle Nacht hinaus, und unaussprechliches Weh bemächtigte sich unserer.

Als wir in Rom in ein Zimmer traten, sahen wir eine todesbleiche Gestalt in einem Bette liegen. Die Moskitonetze waren zugezogen, ich dachte vor der Leiche meines Bruders zu stehen und sank in die Knie. Da erhob sich der vermeintliche Tote und breitete die Arme nach mir aus. Es war Alexander. Ich warf mich an seine treue Brust. Traurige Tage folgten. In der Kirche Santa Maria del Popolo war sein Sarg auf den Steinboden gestellt. In Italien bekommt nur jener Reiche einen Katafalk, der nicht aristokratischer Abkunft ist. Der Chor der Sixtina sang das Requiem, und an hundert Geistliche zelebrierten die Einsegnung. All diese Prachtentfaltung wurde von einer in Rom lebenden Verwandten arrangiert. — Noch an demselben Abend fuhren wir mit unserem Toten der Heimat zu. — In Ancona machte uns Alexander die Eröffnung, daß sein Kassenbestand bedenklich vermindert sei, kostete ja die letzte Woche allein 50000 Lire. Es wurde beschlossen, den letzten Teil der Fahrt per Schiff zu unternehmen. — Agent und Kapitän des Lloydschiffes weigerten sich aber, die Leiche zu verfrachten. So verabredeten wir, daß ich mit dem Diener per Schiff nach Triest und meine Brüder mit dem Toten per Bahn weiterfahren sollten. Ich hatte noch nie eine Seefahrt gemacht und freute mich — soviel ich mich

in meinem Seelenzustande eben freuen konnte — auf die Fahrt. — Die „Messina" war ein 600-Tonnen-Schiff des Österreichischen Lloyd. Es kam aus Alexandrien, und noch heute wundere ich mich, wie man mit solch einer alten Nußschale derartige Fahrten wagen konnte.

Der Himmel war grau, es wehte ein warmer Wind. — Als ich an den Bug des Schiffes kam, fand ich einen alten Matrosen. Er hatte nur ein Auge und schien besorgt aufs Meer zu blicken. Auf meine Frage, ob wir eine gute Fahrt haben würden, antwortete er: „Wir werden eine böse Nacht haben, ein schwerer Schirokko ist im Anzug." Ich ging mit einem Wolfshunger zum Nachtmahl. Zwei Bischöfe, ein Italiener, der Kapitän und ein eisgrauer Schiffsarzt bildeten die Tischgesellschaft. Ich aß und trank wacker darauflos und bemühte mich, die pendelnde Tischlampe nicht anzusehen. Nach dem Nachtmahl ging der Höllentanz los. Ich hatte mir das einst ganz anders vorgestellt, hatte geglaubt, ich würde als Seekadett im bleichen Mondenscheine am Mastbaum lehnen und Kanzonen dichten, die aufbäumenden Wellen mit Hohngelächter empfangen, und nun ward es mir so eklig zumute, daß ich sogar meinen Rock zuzuknöpfen vergaß. Also das war das Meer. Pfui Teufel! Ich legte mich in meiner Kabine nieder und litt unaussprechlich. — Das Schiff war klein, das Meer ging über Bord, der Schiffskörper stöhnte, ächzte und krachte, bäumte sich hoch auf, um dann mit einer Detonation in einen Abgrund zu fallen. Ich wollte trocken krank sein und nahm meine ganze Energie zusammen, um es bleiben zu können. Da trat der alte brave Arzt in meine Kabine. Unter dem Arm trug er eine große Flasche Rotwein. Er setzte sich auf den Boden nieder und blickte mich wohlwollend an. Ich wollte mein

Leiden bemänteln und fing in ungarischer Sprache an zu fluchen. „Sie werden bald aufhören zu fluchen!“ sagte jener lächelnd und tat einen langen Zug aus der Flasche. Kaum eine halbe Stunde später sprach ich seufzend: „O du mein Gott!“ — „Aha, sind wir schon so weit? Das Fluchen hilft gar nichts, das Beten auch nicht viel, bringt aber Ergebung.“ Es war so, ich habe mich er- und übergeben. Als der Magen vollkommen leer war und diese entsetzlichen Übelkeiten immer noch nicht aufhörten, ließ mich der Alte neun Zitronen mitsamt den Schalen essen. Erleichtert rief ich: „Doktor, mir geht's schon gut, gottlob, ich habe einen Magenkrampf!“ Und so war es, die Übelkeiten hatten aufgehört. Auf einmal stand die Maschine still. Sie hatte sich heißgelaufen. Was aber jetzt eintrat, läßt sich nicht beschreiben. — Das Meer warf unser Schiff wie eine Hutschachtel in die Höhe, um es dann im Kreise zu drehen. Der alte Doktor brummte vor sich hin: „Das ist wirklich arg; wenn uns der Teufel nur kein Schiff in den Weg bringt!“ Auf der Stiege hörten wir plötzlich einen schweren Gegenstand herunterkollern. Die Türe sprang auf, und ich sah unseren Diener auf allen Vieren mit blöden, glotzenden Augen auf der Schwelle erscheinen. Der Kragen seines Mantels reichte bis an seine Augen. Er sah aus wie ein wildes Tier. Ich mußte herzlich lachen. Er wiederholte einige dutzendmal die Worte: „Ich krepiere, ich krepiere, aber ich krepiere wirklich.“ — „Ich auch!“ antwortete ich lachend, „lege dich vor meine Türe und warte, bis du krepierst, dann melde es mir!“ — „Sehr wohl,“ sprach er wie geistesabwesend und legte sich nieder.

Gegen Morgen sprang der Wind nach Norden um, und es setzte eine frische Bora ein. Der Kapitän, ein schöner

brauner junger Mann, trat in meine Kabine, zündete sich eine Zigarette an meiner Lampe an und fragte nach meinem Befinden. — Ich drückte ihm voll Bewunderung und Dankbarkeit die Hand.

Vor fünf Jahren machte mein Sohn seine erste Seereise. Auf der Kommandobrücke stand ein schöner brauner Mann. — Vor Brindisi brach ein schwerer Sturm los. Der Kapitän hielt sich bewunderungswürdig: es war der Sohn meines Kapitäns Petrovich. Welch sonderbarer Zufall!

Meine Brüder waren schon mit unserem lieben Toten in Seregélyes, als ich in höchst zerschlagenem Zustande eintraf. Meine arme, arme Mutter, wie trostlos fand ich sie! — Jetzt, da ich die Erinnerungen meines Lebens niederschreibe, bemerke ich erst, wieviel Jammer ein Menschenleben doch eigentlich ausfüllt. Es bleibt ja kaum so viel Zeit übrig, um die von Tränen feuchten Taschentücher trocknen zu können. Und doch muß das Leben geleistet werden, erhobenen Herzens und Hauptes, im Namen Gottes, der Pflicht und der erwählten Ideale.

Ich wurde 21 Jahre alt, meine Mutter ließ mich großjährig sprechen, und wir teilten die Güter meines Vaters. Die Namen wurden auf drei Papierstreifen geschrieben, und ich zog das Gut Seregélyes. Meine Mutter umarmte stumm den ältesten Sohn, auch glaubte ich zu bemerken, daß sie es tränenden Auges, wie abschiednehmend, tat. Das Schloß Seregélyes war ja ihr Witwensitz, und sie sollte mit dem Besitzer zusammenwohnen. Rasch entschlossen gab ich meinen Zettel Bruder Alexander, der mir seufzend den seinigen gab. Auf diesem stand das Gut Tetétlen.

Nach einigen Tagen fuhr ich mit Gogela, meinem Diener, von mir Pamphilius getauft, und zwei Hunden zur Länder-

übernahme ab. Nachts auf der Bahnstation Kaba angekommen, fanden wir keinen Wagen. Mein Telegramm war nicht eingetroffen. Stundenlang saßen wir auf einer harten Bank, bis ein Bauernwagen aus dem nächsten Dorfe erschien.

Es war 7 Uhr früh, als ich in den Park einfuhr. Vorn, auf mehreren Koffern, saß Pamphilius mit den Hunden, ich mit Gogela rückwärts auf einem Strohsitz. Auf der Terrasse frühstückte mein Hausaufseher gewiß mit zehn Gästen an einer langen Tafel, die mit allen möglichen Speisen und Getränken reich besetzt war. Der dicke Hausaufseher schrie schon von weitem, wir sollten uns zum Teufel scheren, hier sei verbotener Eingang. Er hielt uns für fahrende Komödianten. Mich hatte er jahrelang nicht gesehen. Erst als ich mich drohend erhob und er meinen einen Arm bemerkte, erschrak er zu Tode und kroch zu meinem Wagen. Ich habe im Theater so manche überraschende Verwandlung gesehen, so rasch aber wie hier sind noch nie Menschen und ein gedeckter Tisch verschwunden. — Ich mußte hell auflachen und sagte: „Sie werden wohl gütigst gestatten, daß ich an Ihrem Tische teilnehme und mit frühstücke." Es entstand ein wirres Durcheinanderlaufen, und binnen einer Stunde begrüßten mich die Beamten, denen ich mitteilte, daß ich das Gut übernommen habe. — Im Hause fand ich mehrere verbummelte Diener, unter anderen einen jungen Burschen, der Alexander hieß. Um Verwechselungen mit meinem Bruder vorzubeugen, taufte ich ihn Kristof (er heißt heute, nach vierzig Jahren, noch immer Kristof). Dieser Jüngling hätte mich beinahe einmal erschossen. Ich stand nicht weit von einem Lehnstuhle entfernt, daneben hantierte Kristof mit meinem Gewehre, und zwar in so

überaus geschickter Weise, daß sich das Gewehr entlud und den Lehnstuhl in Brand setzte.

Ich versuchte nun in der Folgezeit mich mit der Ökonomie zu beschäftigen, aber die langweilte mich damals ebenso wie heute. Ich ritt aus Pflichtgefühl die Meierhöfe ab, blieb manchmal vor meinen verdienstvollen Ochsen und Schweinen stehen — und meditierte über ein Gedicht oder ein Motiv, das mir eben einfiel. Meine Knechte meldeten dann den Beamten stolzen Sinnes: „Der Graf war mit den Ochsen und Schweinen sehr zufrieden, er hat dieselben wohl eine halbe Stunde lang angesehen." — Eines Tages kam ein Kaufmann zu mir und brachte den Kaufpreis für eine Partie erstandenen Weizens. Ich saß am Klavier und spielte eine eben komponierte Ballade. Höchst gelangweilt durch sein Erscheinen winkte ich ihm, das Zimmer zu verlassen. Er griff an seine Brusttasche und sprach: „Ich bring ja Geld." — „Das ist mir ganz einerlei, machen Sie, daß Sie hinauskommen!" — Er ging zum Beamten und sagte bestürzt: „Ihr Graf ist ja ein Narr, der jagt einen heraus, wenn man ihm Geld bringt." Gar bald mußte ich einsehen, daß ich wohl nicht zu etwas Höherem in der Landwirtschaft geboren worden war und schrieb meinem lieben Csiky, er möge diese Last von meinen Schultern nehmen. Er hat diese Last bis zu seinem Tode getragen.

Meine Heirat

Durch des Himmels Güte
Zog der Lenz ins Land.
Eine kleine Blüte
Fiel mir auf die Hand.
Sollt' ich sie behüten?
Oder von mir wehn?
Alle kleinen Blüten
Müssen ja vergehn.

Nein, die soll nicht sterben
Durch des Frostes Hauch.
Will sie mir erwerben,
Und verdienen auch.
Will sie hüten, hegen,
Schützen vor Gefahr,
An mein Herze legen,
Lieben treu und wahr!

Ich war von der Liste der Gäste des Hauses Karátsonyi gestrichen worden, und doch brachte mich ein Zufall wieder dahin. — Bis man mich anmeldete, stand ich in der großen Halle des Palais hinter einer Säule und blickte in den Garten. Da bot sich meinem Auge ein unvergleichlich reizendes Bild: ein ganz junges hübsches Mädchen trug ein großäugiges, dickes Kind auf den Armen. — Das Mädchen hatte auch große, schöne Augen, die so liebevoll und so traurig um sich blickten. Es war klein, doch ebenmäßig, schön gebaut. Ihr Füßchen glich dem Schnabel eines Vogels und ihre weißen kleinen Hände den Händchen eines Kindes. Das dicke Kind wurde in ein Wägelchen gesetzt. Dann wieder breitete das liebe Mädchen einen Teppich auf den Rasen aus und setzte das Kind darauf. Nun wurden Blumen gebracht und der Kleinen in den Schoß gelegt. — Das Mädchen kniete zu dem Kinde nieder und fuhr liebevoll mit ihrer kleinen Hand über den braunen Lockenkopf. — Es gab ihm einen Kuß. In ihrem ganzen Wesen spiegelte sich himmlische Sanftmut, Güte und Wahrhaftigkeit. Unwillkürlich summte ich das schöne Lied Franz Schuberts: „Du bist die Ruh', der Friede mild." Das ernste Mädchen war

Braut und Bräutigam

FURIA
LIMA

Komteſſe Melanie Karátſonyi, die ihre Schweſter Ilona betreute. Sechs Wochen ſpäter war ſie meine Braut, und das kam ſo. Eine Dame aus der Geſellſchaft wollte mich durch ihre hübſche Tochter beglücken laſſen. Sie arrangierte Landpartien, an denen auch die Karátſonyimädchen teilnahmen. In den Ofener Bergen ging es dabei luſtig zu, Mahlzeiten unter ſchattigen Bäumen, luſtige Fiedelklänge, Geſang und Tanz. — Zwei ſchöne dunkle Augen hielten mich in ihrem Banne, und ich ſah mit Freuden, daß ſie gerne auf mir ruhten. Die überſprudelnd luſtige, geiſtreiche ältere Schweſter meines Ideals, Komteſſe Adrienne, wurde meine Vertraute, und gar bald faßte ich den Mut, mich zu erklären. Im Nationaltheater gab man die Oper „Rigoletto“. Ich ſaß im Hintergrunde der Karátſonyiſchen Loge neben Melanie und verlangte ihre Hand. Sie wurde ſehr blaß und reichte mir ſtumm dieſe gottgeſegnete kleine Hand, die mein Glück, mein Segen und mein Schutz ward. — Wenn es eine Seelenwanderung gibt, ſo war Melanie zu allererſt ein Engel, dann eine Taube, um ſchließlich ein Mädchen zu werden. In einem wahren Freudentaumel verließ ich das Theater, Himmel und Erde ſchien in Freude getaucht, die Menſchen lächelten, die Sterne tanzten über meinem Haupte; das ungetrübte, wahre, einzige Glück erhob ſeinen Zauberſtab. Ich mußte mich ausſprechen. Eilenden Schrittes ging ich zu Csiky, weckte ihn auf und teilte ihm mit, daß ich Bräutigam ſei. — Der gute Alte freute ſich aufrichtig mit mir. Dann ging's zu meinem Freund, Baron Alexander Vécſey, den ich auch aus dem Bette zog. — „Recht ſo — recht ſo,“ rief er, „du biſt ſo ein Bäumchen, das man an einen Stock binden muß. — Deine Braut iſt wohl ſehr jung, doch gut, ernſt und beſonnen.“ — Keiner meiner Brüder

war in Pest, und ich hatte Melanie gesagt, ich würde um 1 Uhr des folgenden Tages zu ihren Eltern kommen und um ihre Hand anhalten. Mein Freund versprach, mitzukommen. — Mittlerweile war es Tag geworden. Die Sonne ging auf, doch ich fühlte gar keine Müdigkeit, begriff überhaupt nicht, wie man schlafen könne. — Im Hause Karátsonyi spielte sich an jenem Vormittage eine merkwürdige Szene ab. Die kleine Melanie war erst fünfzehn Jahre alt und stand noch unter dem Szepter einer strengen Gouvernante. Mit zitternder Stimme gestand sie dem unerbittlichen ältlichen Fräulein, daß ich heute um 1 Uhr um ihre Hand anhalten werde. Ein Hohngelächter war die Antwort. „Setzen Sie sich an Ihre Arbeit und schreiben Sie einen Aufsatz über den schönen Traum, den Sie diese Nacht geträumt haben!“ sagte Mademoiselle, und die kleine Melanie schrieb an ihrer Aufgabe, immer nach dem Fenster blickend. Schon halb ein Uhr knirschten die Räder meines Wagens im Garten des Palais, und die kleine Schülerin warf die Feder zu Boden, lief nach dem Fenster und sprach zu Mademoiselle, indem sie mit ihrer Hand auf mich wies: „Ich habe nie gelogen, da ist er.“ Die Eltern Karátsonyi waren nicht wenig überrascht, als Freund Vécsey meinen Antrag vorbrachte, gaben aber ihre Einwilligung unter der Bedingung, daß die Hochzeit nicht vor Eintritt des sechzehnten Lebensjahres der Braut gefeiert werde.

Der Himmel hing mir voller Geigen, und doch habe ich mich in dieser schönen Zeit wenig mit Musik beschäftigt. Volkmann besuchte ich wohl ab und zu, aber von ernster Arbeit war keine Rede. — Mein alter Brummbär hatte mich jedoch liebgewonnen, und ich ertappte ihn eines Tages, als er an einem Hochzeitsliede arbeitete. Ich umarmte ihn stürmisch.

Lächelnd sagte er: „Wenn Sie schon nichts arbeiten, so muß doch ich etwas Gescheites machen und Ihre Hochzeit künstlerisch ausstatten!“ Seine ergreifend schönen Hochzeitslieder für gemischten Chor mit Orgelbegleitung haben meiner Hochzeit auch mehr Glanz verliehen, als die königliche Prachtentfaltung des Hauses Karátsonyi. Einige Wochen hindurch saß ich sozusagen den ganzen Tag über an der Seite meiner kleinen Braut, unter blühenden Bäumen, blühenden Herzens und bewunderte das Taktgefühl, den Ernst und die Güte dieser reinen Mädchenseele.

Die Familie Karátsonyi war zahlreich. Drei Buben und sechs Mädchen bevölkerten Palais und Garten, und jeder Tag war ein Fest. Der weltlich gesinnte, prachtliebende, schöne Hausherr führte ein sehr offenes Haus. Seine Mutter, eine geborene Gräfin Starhemberg, war der Schutzgeist und die Perle dieses Hauses. Ich hatte keine meiner Großmütter gekannt, aber ein gütiges Schicksal ließ mich auch diese Freude erleben, denn ich liebte und verehrte sie, als wenn sie meine eigene Großmutter gewesen wäre. Eine geistig und körperlich große Frau, imponierte sie jedermann und gewann alle Herzen. Ich werde es nie vergessen, wie sie ihr Glas ergriff, als sie bei Gelegenheit ihres Geburtsfestes durch Kardinal Haynald (einen unserer größten Kirchenfürsten) in einem schwungvollen Toast gefeiert worden war, und in einer so schönen, formvollendeten Rede antwortete, daß wir alle staunten. Kardinal Haynald sagte mir nach Tisch: „Diese alte Dame ist ein feiner Diplomat, ein gewiegter Politiker und ein großer Professor in einer Person.“ — Meine Schwiegermutter rührte mich durch die ideale Liebe zu ihrem Gatten. Wie oft fand ich sie im Garten vor einem Muttergottesbilde kniend, in Tränen aufgelöst. Sie

betete inbrünstig um die Gnade, ihren Mann nicht überleben zu müssen, ein Gebet, das der Himmel meistens erhört. Ihr Mann, ein dicker Riese, war überernährt, doch kerngesund, sie, die kleine Frau, blutarm, schwach, nur mehr ein Hauch. Und doch pflegte sie den gesunden Goliath, saß Nächte hindurch neben ihm wachend und horchte auf jeden seiner Atemzüge. — Wenn er tiefer, geräuschvoller atmete, bürgerlich gesprochen, schnarchte, so rüttelte sie ihn aus dem Schlafe und flößte ihm Arzneimittel ein. — Er aber wurde dann fuchsteufelswild und schimpfte aus voller Kehle.

Tagsüber war das Haus voller Gäste. Da wurde die Speise- und die Sitzordnung der Geladenen festgestellt. Die Livree der Lakaien wurde vom Hausherrn persönlich inspiziert, jede Wappenborte, jeder Knopf genau geprüft. Mir kam dieses Gebaren unbeschreiblich kleinlich und lächerlich vor, die arme Frau mußte aber mittun und den oft aufbrausenden Gatten beruhigen. Eines Abends wurde mir mitgeteilt, daß alle erwachsenen Mitglieder der Familie nach Kaschau zu den Rennen fahren wollten. Pamphilius mußte des Nachts einpacken, und so fuhren wir nach Kaschau. — Da ging die Hetze erst recht an. Wettrennen, Diners, Bälle und so weiter. Eines Abends um neun Uhr sagte mir mein zukünftiger Schwiegervater, wir würden noch in derselben Nacht einen Besuch in der Umgegend abstatten. Vier Pferde wurden vor einen großen Omnibus gespannt, und fort ging es, mondbestrahlte Berge hinan. — Freund Vécsey saß auf dem Kutscherbock und wachte über die Sicherheit der Fahrt. Ich wußte es nicht, wohin wir fuhren, fragte auch nicht danach, es war mir ganz einerlei. — Meine kleine Braut saß neben mir und neigte, von Müdigkeit übermannt, ihren lieben, braunen Kopf auf meine Schulter.

Es ging ein Flüstern, Kosen
Durch Waldesnacht und Rain.
Es blühten weiße Rosen
Im bleichen Mondenschein.
Durchs Fenster sandte Grüße
Ein blütenreicher Ast,
Und sprach: „Schlaf wohl, du Süße,
Ich segne deine Rast.“

Nach Mitternacht hielten wir vor einem hellerleuchteten Schloß. Eine reich gedeckte Tafel erwartete uns. — Ich erkannte die Hausfrau, eine Gräfin F., der ich schon früher begegnet war.

Nach dem Souper sah ich einen älteren Herrn, der in einer Fensternische stand. Auf meine Frage, wer er sei, sagte man mir, es wäre der Hausherr. — Ich hatte geglaubt, die Gräfin sei eine Witwe, nun aber ließ ich mich sogleich vorstellen und entschuldigte mich mit der Unzurechnungsfähigkeit der Bräutigame. — Die Sonne stand hoch am Himmel, als wir wieder in Kaschau eintrafen, um nach einigen Stunden der Rast nach meinem Gut Tetétlen abzureisen.

Ich wollte meiner Braut ihr zukünftiges Heim zeigen und hatte schon alle Vorbereitungen getroffen, sie würdig empfangen zu lassen. Als wir am Kaschauer Bahnhofe erschienen, stand schon die vorzügliche Zigeunerkapelle Balázs am Perron und empfing die Braut mit einem rauschenden Marsch. Ich hatte sie aus Debreczin kommen lassen, und sie fuhr nun mit uns im Zuge bis auf mein Gut.

Heia! Zum fröhlichen Reigen
Streichet die jubelnden Geigen!
Die Zimbel verkünde es laut:
Ein Spielmann führt heim seine Braut.

In jeder größeren Station krochen die braunen Gesellen aus dem Wagen und spielten lustige Weisen unter dem Jubel des Publikums. — Von der Bahnstation fuhr ich meine Braut nach Tetétlen. — Ich lenkte die vier Pferde selbst. Neben mir saß die kleine Braut. Ihre Füßchen reichten nicht bis zum Boden des Wagens, und ich bat sie, recht acht zu geben, um nicht herauszufallen und sich gegebenenfalls fest an meinen Arm zu klammern. Die Warnung erwies sich als nützlich. Ein großer Hund lief den vorderen Pferden zwischen die Füße. Eins stolperte, fiel zu Boden und riß die übrigen drei mit sich. Ein wüster Knäuel von Pferden wälzte sich am Boden, der Wagen bäumte sich hoch auf, doch meine Braut klammerte sich an meinen Arm, und es geschah kein Unglück. Nur zu bald endeten die schönen Tage in Tetétlen, und nun hieß es, mit den Eltern meiner Braut eine Badereise nach Ems zu unternehmen. Mein zukünftiger Schwiegervater gebrauchte und schnitt die Kur, spülte seine Kehle und spielte „rouge et noir“. Ich mußte viel allein sein, hatte aber nicht die Sammlung zu arbeiten und verbrachte recht viel öde Stunden. Währenddessen spielte mein zukünftiger Schwiegervater den ganzen Tag von der Eröffnung bis zum Schluß der Bank — es war zum Verzweifeln. Bald ging es nach Homburg und Wiesbaden. Alles war überfüllt, ich wohnte in Bodenzimmern, einmal sogar in einer Portierloge. Endlich kehrten wir heim, und der Tag unserer Hochzeit wurde für den 10. September 1871 festgesetzt. Meine Braut hatte zwar erst am sechzehnten ihren Geburtstag, aber es wurde von diesen wenigen Tagen abgesehen.

Endlich rückte der Tag unserer Hochzeit heran. Das Palais Karátsonyi erglänzte in seiner vollen Pracht. Die

ganze Aristokratie erschien bei der Brautsoiree. Zwei Musikkapellen spielten abwechselnd im Park. Alle Blumenbeete waren feenhaft beleuchtet, und ein großes Feuerwerk wurde abgebrannt. Ich saß mit meiner Braut auf einer Terrasse, und eine sogenannte Schwärmerrakete flog eine Spanne über unseren Köpfen in einen Saal, zertrümmerte das Fenster und explodierte unter böllerschußartigem Krachen. Im Saale saßen einige alte Damen, die bei jeder Detonation laut aufschrien, und als die Rakete zu Boden fiel und wie eine feurige Schlange zischend über das Parkett dahinfuhr, verschiedenfarbige Kugeln zwischen und unter ihre Röcke schleudernd, da tanzten und sprangen die würdigen Damen, wie sie es vor vierzig Jahren bei einem Bal champêtre getan haben mögen. Es lief aber alles gut ab und war dabei wirklich unbeschreiblich komisch.

Am anderen Morgen wurde unsere Hochzeit gefeiert. Sie war glänzend, prunkhaft. Ich jedoch sah von alledem nichts, ich blickte auf das liebe, kleine Wesen neben mir, das kaum die Schleppe nach sich ziehen konnte, und hatte weder eine Ahnung von der Verantwortung, die ich nun zu übernehmen hatte, noch von dem Ernst der Pflichten, die nun kommen sollten. Kardinal Haynald traute uns, ich aber hörte nur die ergreifend schönen Akkorde der Volkmannschen Hochzeitskantate und flüsterte der an meiner Seite knienden Braut in die Ohren: „Höre doch, wie entzückend, wie reizend es klingt.“ Sie aber betete inbrünstig und nickte nur mit ihrem Kopfe. Als wir nach der Trauung ins Palais fuhren, akklamierte uns das Volk stürmisch.

Die Tafel war aufgehoben, und man hätte glauben sollen, daß ich mit meiner nunmehrigen Frau abreisen konnte. Dem war jedoch nicht so. Nach dem Wunsche meines

Schwiegervaters mußte ein glänzendes Ballfest die Hochzeitsfeierlichkeit krönen, und ich hatte das zweifelhafte Vergnügen, alte Tanten abzutanzen. Als auch dies überstanden war, fuhr ich in meine Wohnung, kleidete mich um und fand bei meiner Rückkehr meine kleine Frau auf einem Sessel schlafend. Nun endlich ging's ihrer neuen Heimat zu.

In Tetétlen wurde uns ein festlicher Empfang bereitet. Mein Sekretär Gogela erwartete uns hoch zu Roß an der Spitze einer Reiterschar vor einem hohen galgenartigen Triumphbogen, von dessen Spitze faustgroße Georginen auf unsere Häupter geschüttet wurden, unter deren Last wir beide fast zusammenknickten. Die junge Frau fand sich gar bald in die neuen Verhältnisse, und ein nie geahnter Frieden und Segen zog mit ihr in mein Haus. Der Tumultuant wohnte etwa sechs Meilen von uns und erschien oft des Nachts hoch zu Roß oder mit seiner großen dicken Frau des Tags. Die letztere wurde meine zweite Schwiegermutter im guten und unangenehmen Sinn. Sie liebte meine Frau innig und wurde zur Tigerin in Vertretung ihrer Interessen.

Im Winter zogen wir nach Pest, und da wir kein passendes Logis fanden, wohnten wir in dem Hotel Hungaria. Tagtäglich wanderte ich nun zu Volkmann und fing ernstlich an zu studieren. — Damals trat ich auch mit den ungarischen Schriftstellern in Verbindung und bahnte die Gründung einer literarischen Gesellschaft, der Petöfi-Gesellschaft, an. Ich schrieb Gedichte, Lustspiele, Dramen, poetische Erzählungen, alles wirr durcheinander, je nach dem Wechsel meiner Stimmungen. Es wurde auch nichts Rechtes daraus. In dieser Zeit komponierte ich fast gar nichts. Volkmann hat mich auch durchaus nicht dazu angefeuert, er wollte aus mir einen Musiker und keinen Dilettanten machen. Vom

Gräfin Melanie Zichy

Klavierspiel hielt er mich gleichfalls fern. Daß aus mir ein Virtuos werden könnte, schien ihm unmöglich.

Bruder Alexander, der Landtagsabgeordneter war, fing an, das Haus Karátsonyi zu besuchen. Es war der sehnlichste Wunsch meiner Mutter sowohl als auch meiner Frau, daß er die reizende, hochbegabte Adrienne Karátsonyi heirate. Alexander war weltscheu, eine sanfte, in sich gekehrte Natur von seltener Herzensgüte. Dieser wunderbar schöne, männliche Mann war kein Don Juan, und doch liefen ihm all jene Frauen nach, die eben nachzulaufen pflegen. — Er konnte nicht genug dankend ablehnen. Die reizende Adrienne aber hat sein Herz gewonnen, und gar bald hieß sie seine Braut. — Im Palais Karátsonyi wurde wieder Hochzeit gefeiert, aber diesmal ohne Ball. Das junge Paar sollte nach dem Festmahl mit dem Viergespann Alexanders geradeaus nach Seregélyes fahren. Mein Tumultuant bestimmte mich, mit einem Fiaker vorauszueilen, damit wir das junge Paar vor dem Schlosse empfangen könnten. — Seregélyes ist von Ofen siebzig Kilometer entfernt, und wir hatten zwei Stunden Vorsprung, aber Fiakerpferde. Uns blieb keine Zeit zum Umkleiden, und so fuhren wir in voller Gala die staubige Straße entlang. — Auf halbem Wege brach das eine Pferd zusammen. Neue Pferde wurden gedungen, und fort ging es in rasender Fahrt. Wir sahen schon Alexanders Viergespann hinter uns, kamen aber noch rechtzeitig an, um das neue Paar empfangen zu können. Nach dem Souper mischte sich der Tumultuant unter die Bevölkerung, die im Schloßhof tanzte und tat in Hemdärmeln dem feurigen Csárdás Bescheid. Es war Vollmond, der schöne Kopf des Tumultuanten überragte alle Bauern, und die hübschen ungarischen Bauernmädchen wiegten sich

stolz in seinen Armen, ein schönes, ergreifendes und bedeutungsvolles Bild, das die Zusammengehörigkeit des ungarischen Volkes mit der Aristokratie zum Ausdruck brachte.

Bald nach meiner Rückkehr nach Ofen genas meine Frau mit einem Mädchen. Die sechzehn Jahre alte Mutter hielt ihr Kind in den Armen, ein ergreifend liebes Bild. Meine Tochter wurde durch den Primas von Ungarn Ilma (Amalia) getauft, und nun war ich Vater geworden. — Ein neues, unbekanntes Gefühl zog in mein Herz, und sinnend blickte ich das kleine Wesen an. Wenn ich die Kleine berührte, fürchtete ich immer, sie würde zerbrechen, und bei jedem Aufschrei erzitterte meine Seele. — Wir fuhren noch in demselbem Herbst mit Kind, Kinderfrau und Amme nach Tetétlen. — Die Kleine erkrankte, und ich erfuhr, was es heißt, am Krankenbette seines Kindes zu stehen. Ich schloß Nächte hindurch kein Auge und war der Verzweiflung nahe. Gottlob, die Kleine genas, und ich endete einen Roman, an dem ich schon seit längerer Zeit arbeitete. Dieser „Roman eines Traumes" sollte eigentlich „Ungarn auf Aktien" heißen. Es ist ein schlecht geschriebenes Buch mit einem Kern von Wahrheit. Der Verleger Heckenaßt bezahlte unbegreiflicherweise hundert Dukaten dafür. Meine Jagdpassion hat mich auch nicht verlassen. Schon vor Tagesanbruch ging ich zum Entenfall. Ich ließ mir ein großes Faß in den Sumpf eingraben, und der Rücken eines Jägers trug mich dahin. Eines Morgens beugte ich mich zu sehr nach vorwärts, das Faß kippte um, und ich fiel in das schon eiskalte Wasser. Ein Wechselfieber war die Folge. Nun hieß es Chinin essen. Ich tat es im Namen des heiligen Chininus, den ich mir zum Schutzheiligen erkor. Ich schließe nun noch einen launigen Brief Volkmanns bei, den er mir

bei Gelegenheit der Übersendung einer Ballade und uralten Ungarweines schrieb:

Ofen, den 31. Dezember 1872.

Freundlicher Herr Graf! Gräflicher Freund!

Hochgeborener Kompositeur, Dichter,
Ländereienbesitzer und so weiter!

Es war einer Ihrer geistreichsten und blühendsten Gedanken, mir zu geistiger Aufmischung edle Fluida zu übersenden, worüber ich hiermit dankstammelnd quittiere. Auch habe ich, Ihrem Befehle nachkommend, seit dem 27. Mai, das ist dem Tage, seit welchem die Weine in meinem Keller, nämlich auf meinem Kleiderschrank, postiert sind, täglich auf Ihre Gesundheit getrunken, was Ihnen wahrscheinlich mehr frommen wird als Chinin, dessen reichlicher Genuß schließlich doch die Verdauung verdirbt. — Pause, da ich soeben wieder auf Ihre Gesundheit zu trinken das Bedürfnis fühle. Wenn man solchen Wein trinkt, so schreibt man doch einen viel edleren Stil, als nach Verschluck von Kutscherwein, wie Sie aus diesem Briefe deutlich ersehen. Ich bedaure von Herzen, daß Sie leidend sind, Sie hatten wollen der Scylla ausweichen, oder vielmehr, Sie wichen ihr aus, fielen aber dafür der Charybdis zum Opfer, das heißt, Sie flohen die königlich hauptstädtische Cholera, um sich dafür das Sumpffieber von Debreczin anzueignen. Das letztere gelang Ihnen begreiflicherweise leicht, da bei Debreczin die Frösche nicht nur die Brunnen beleben, sondern zum respektiven Einatmen auch in der Luft herumfliegen. Da Sie sich indes Ihrer Mitteilung zufolge bereits besser

befinden, hoffe ich, daß Sie bald wieder genesen werden, zumal wenn Sie keine Arznei einnehmen. Preßburg ist ja jetzt ein wahres Spital: Batka gichtbrüchig, Mayrberger unfreiwilliger Selbstmörder; da letzterer übrigens nur einen ungefährlichen Schuß in die Hand bekam, so kann ich ihm nur zu dem glücklichen Unglück gratulieren; hätte er einen Schuß im Kopfe, so wäre das Malheur größer, namentlich für den Kirchenmusikverein und für die armen Musikeleven. Es ist mir lieb, daß Sie ein Lebenszeichen von sich gaben, nicht bloß wegen oben beregter Fluida, sondern weil ich schon gern wissen wollte, in welcher Atmosphäre Sie „dichten und sinnen", ob in Kairo (mit Reményi) oder in den Pyrenäen oder dergleichen. Mittlerweile ist Ihre Zách Klára ans Licht getreten und somit Objekt der Musikgeschichte geworden. Da ich nun auf dem Titelblatt quasi als Mäzen figuriere, die ehrfurchtsvolle Unterbreitung des Musikheftes seitens des Kompositeurs („Bravo, Herr Kompositeur!") indes bis dato unterblieb, war oder bin ich noch jetzt in Besorgnis, ob nicht der Herr Kompositeur („Bravo, Herr Kompositeur!") am Ende gar meinen Mäzennamen verkleben und den Namen irgendeines anderen Reményi an dessen Stelle setzen wird. Vorgestern sah ich gelegentlich einer Produktion des Liszvereins beim Stadtpfarrer Schwendtner auch Ihre verehrten Schwiegereltern; der zur Aufführung gebrachte Chor des Theaterintendanten sollte wahrscheinlich zeigen, wie man komponieren müsse, um theaterfähig zu werden; die anwesenden Kompositeure hatten davon vielleicht mehr Nutzen, als das prosaische Publikum Vergnügungsbeweise

äußerte. Indem ich bitte, der Frau Gemahlin meinen hochachtungsvollen Gruß zu überbringen, grüße ich auch Sie als Ihr hochachtungsvoll ergebener

Professor a. D. Robert Volkmann.

Sollten Sie die Herren Batka und Mayrberger sehen, bitte ich, auch diesen Herren einen Gruß von mir zukommen zu lassen, ingleichen Herrn Gogela (wenn man einen solchen Kopisten hat, dann läßt sich leicht komponieren und dichten!). Hierzu eine Beilage. — —

In dieser Einlage bespricht er eingehend meine Ballade und macht mir höchst nützliche Vorschläge, die ich leider nicht alle akzeptierte. Unter anderem schreibt er:

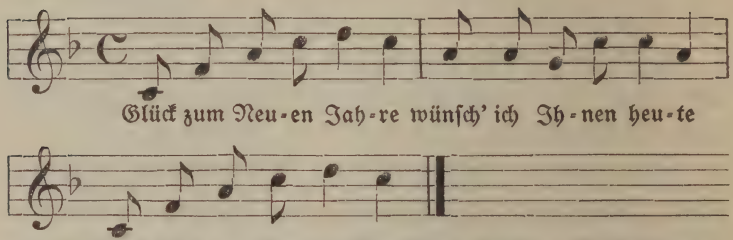
„Bei Eintritt des viertaktigen Zwischenspieles nach der achten Strophe sehe ich sechsundfünfzig Zuhörer den Konzertsaal verlassen, was daher kommt, weil das rhythmische Hauptmotiv (vier Achtel und zwei Viertel),

welches wir bis dahin schon über zwanzigmal gehört haben, uns noch nicht los läßt; mit Schrecken sehen wir in eine Zukunft von Monotonie, weshalb der Komponist nicht versäumen möge, durch den Billetteur dem hochgeschätzten Publikum Schlafmützen verabreichen zu lassen!

Der Komponist G. Z. nimmt darauf gar keine Rücksicht, dafür meint er, in seinem Klavierakkompagnement sei es ihm besonders gelungen, den gewichsten Schnurrbart und die Stiefelhosen zu zeigen. In Summa: Ich finde in dem besprochenen Musikstück brauchbares Material, dessen Verwertung ich aber nicht gutheißen kann. Wenn der Komponist

meine oben angebrachten Vorschläge benutzen wollte, glaube ich, dürfte eine interessante Gesangspiece entstehen. Endresultat: Das bezügliche Tonstück bedarf einer gründlichen Umarbeitung. Der Himmel lasse meinem lieben, hochgeborenen Schüler stets einen guten Wein wachsen!" — —

Ich füge noch Volkmanns Neujahrsgratulation bei, es ist das Hauptmotiv von meiner Ballade (31. Dezember 1872):



In einer gebirgigen Gegend geboren und erzogen, konnte ich mich an die Sumpfgegend des ungarischen Tieflandes nicht gewöhnen. Damals standen Tausende von Hektaren des besten Bodens einen Teil des Jahres unter Wasser. Millionen von Gänsen, Wildenten, Reihern und Sumpfvögeln schwirrten in der Luft, und das Trinkwasser, eine trübe Flüssigkeit, war schwer genießbar. Heute ist es anders. Artesische Brunnen liefern das beste Trinkwasser, und durch großangelegte Kanalisationen ist Unterungarn eine gesunde Gegend geworden. Ich wartete vergebens auf Genesung. Endlich aber wurde es mir zu arg, und ich fuhr mit Kind und Kegel nach Preßburg. Als ich die lieben Türme des alten Schlosses erblickte, fühlte ich mich schon halb gesund. Im Hotel zum Grünen Baum, wo ich als flotter Student

so viele glückliche Stunden verlebt hatte, zog ich nun ein und wurde durch meinen früheren Hausherrn, Dr. Buben, in Behandlung genommen. Der Besitzer, Jakob Palugyay, war noch immer der alte, biedere Ehrenmann, der tagtäglich vierundzwanzig arme Studenten bewirtete und eigenhändig bediente. Mit Mayrberger hatte ich ein trauriges, bierloses Wiedersehen, und das unbespülte Fundamentalsystem wollte mir gar nicht munden. So verging der Winter, und im Frühjahr kehrte ich etwas gestärkt nach Budapest zurück. Meine Ballade hatte ich nach Volkmanns Anleitung umgearbeitet. Sie wurde in Budapest im großen Saale der Akademie aufgeführt. Klára Zách hatte Erfolg. Nach der Aufführung schritt Franz Liszt auf mich zu und sagte mir einige liebenswürdige Worte. Zugleich forderte er mich auf, ihn zu besuchen. „Da können wir ja Ihre Ballade ausführlich besprechen," sagte der große, nachsichtige Mann. Ich hatte ihn nie besucht, Volkmann hatte keine Sympathien für die Richtung, die er vertrat, noch für seine Person, die ihm zu weltmännisch war. Ich schwor auf meinen Meister, und so kam es, daß ich bisher Liszt ausgewichen war. Aber einer so liebenswürdigen Einladung mußte ich doch nachkommen. Liszt setzte sich an das Klavier und spielte meine Ballade. O du mein Himmel, wie spielte er sie! Stellen, die ihm zu monoton vorkamen, änderte er sogleich, transponierte, erweiterte die Hauptmotive, umspielte dieselben mit einem Goldregen von Passagen und sagte mir immer: „Ich weiß es, Sie haben sich das so gedacht, es ist aber nicht ganz so herausgekommen!" Ich wollte ihm die Hand küssen, er aber umarmte mich und sprach: „Wir werden uns schon nahe treten und ich hoffe, Ihr Meister wird es mir vergeben, wenn ich mich mit Ihnen beschäftige."

Mir schwindelte, als ich den großen Mann verließ, und eine neue Welt öffnete sich vor meinen Augen. Nach dieser Begegnung konnte ich ihn monatelang nicht aufsuchen.

Meine Fieber stellten sich immer wieder ein, und ein quälender Magenkatarrh verbitterte meine Tage. Ich wollte wieder in einer gebirgigen Gegend Stärkung und Heilung suchen und wählte, ohne viel nachzudenken, den lieben Ort, wo ich in meinen Kinderjahren so manchen Sommer verbracht hatte, Szomolány. Ich wählte das kleine Haus, in dem wir früher gewohnt hatten, ließ meine Pferde nach Preßburg kommen und fuhr am Fuße der lieben, kleinen Karpathen entlang mit Gogela nach Szomolány. Es war trübes, regnerisches Maiwetter, und doch, wie herrlich war diese Fahrt. Nachdem ich das Haus instand gesetzt hatte, kam meine engelsgute Frau mit ihrer Tochter an, und wir lebten ein wirklich idyllisches, schönes Leben.

Franz Liſzt und ich

PUBLIC LIBRARY

Ein scharfer Herr

(Graf Moricz Pálffy)

In jenen Jahren, als wir in Szomolány die Sommermonate verbracht hatten, wohnte dort keine Herrschaft. Jetzt fanden wir dort Graf Moricz Pálffy und seine Familie. Sie paßten so recht in den grünen Rahmen dieser lieblichen Gegend, der Hausvater, ein seelenguter scharfer, alter Soldat, seine Gattin, eine alternde Frau mit der Seele eines Kindes und dem Herzen eines Engels, außerdem drei klafterlange Buben und vier Mädchen. Die gute Gräfin empfing uns wie eine Mutter, und in kürzester Zeit entwickelte sich ein innigstes Verhältnis, das nur der Tod zu trennen vermochte. Manchmal wurde es dem alten Soldaten doch zu arg. Da polterte er gegen die „Zichymanie". Und doch war er mein väterlicher Freund geworden, obgleich ihm mein Klavierspiel außerordentlich unsympathisch war. Er sagte immer: „Du bist so ein braver Kerl, wenn nur das verfluchte „Saitengespühl" nicht wär!" Die gute Gräfin aber war sehr musikalisch und sang mit ihrer Altstimme ganz vorzüglich.

Moricz Pálffy war ein baumlanger hagerer Mann mit starker Nase und kleinen, forschend aufblitzenden Augen. — Bis in sein höchstes Alter ein wackerer Jäger, war es sein Grundsatz, seinen Körper jeder Anstrengung und Gefahr auszusetzen, denn: „Wer nichts wagt, ist immer krank, der Mutige aber nur manchmal verwundet." Er war von einer imposanten Tätigkeit, lief schon frühmorgens alle Meierhöfe und Stallungen durch und holte mich anfangs immer dazu ab. Die Situation war ernst. Ich hatte eine literarische

Arbeit begonnen und wurde dadurch empfindlich gestört. Ich nahm mir ein Herz und sagte ihm: „Väterlicher Freund, ich besitze selbst verehrte Ochsen, Schafe und Schweine, die mich gar nicht interessieren und die ich niemals ansehe. Du wirst begreifen, daß deine hochverehrten Viecher kein Anrecht auf mein Interesse erheben können!“ — „Nun, so geh zu deinem Saitengespühl,“ sagte er unwillig, „aus dir wird so niemals was Rechtes werden.“ — Diese Gefahr war abgewendet, und mit wahrer Freude folgte ich ihm des Abends in den Wald und lernte von ihm die hohe Hirschjagd, die er wie wenig Weidmänner verstand.

Bei diesen Ausflügen, mitten im Walde auf einem Felsen sitzend oder in seinem reizenden Jagdhaus „Bohata“ an langen Oktoberabenden am Kaminfeuer, erzählte mir der originelle Mann so mancherlei Interessantes:

In der Schlacht von Magenta hatten sich die Soldaten in die Furchen der Ackerfelder gelegt und wollten nicht vorwärts. Pálffy zwang sie durch Revolverschüsse zum Aufstehen. In der Hitze des Gefechts schoß er nach einem Oberleutnant, der nach rückwärts ritt und seinen Befehl nicht beachtete. — Nach dem ersten Schuß, der glücklicherweise fehlging — blieb der Oberleutnant stehen und sagte: „Donnerwetter, Herr Oberst, Sie schießen nach mir, und ich habe eine Kugel im Bauch und reite nach dem Verbandplatz.“ — „Ich habe mich auch entschuldigt,“ sagte Pálffy, „ob wohl um eine Kugel mehr oder weniger, ist ja alles eins.“ — Als die Situation der Schlacht immer ernster wurde, jagte Pálffy die Regimentsmusik ins Feuer. — „Nu ja,“ bemerkte er, „es wäre ja kein Unglück gewesen, wenns die Halbscheid erschossen hätten, da wäre wenigstens der Spektakel kleiner gewesen.“

Im Jahre 1848 ritt er mit einer Schwadron in Párkány Nána (Dorf bei Grán) ein. Der Richter und der Pastor begrüßten ihn vor der Kirche. — Sie versicherten dem gestrengen Herrn Rittmeister ihre Wohlgesinntheit und Loyalität gegen Thron und Kaiser. — Pálffy blickte zum Kirchturm empor und meinte: „Wenn das alles wahr wäre, so hätten Sie eine schwarzgelbe Fahne gehißt, Sie haben dies aber unterlassen!" Pastor und Richter blickten sich verlegen an, und ersterer stotterte: „Wir haben ja gar kein schwarzgelbes Tuch im Dorfe." — Der Unglückselige hatte aber einen schwarzen Rock und eine gelbe Nankinghose an. — „Was? Kein schwarzgelbes Tuch?" rief Pálffy. „Korporal vom Tage, ziehen Sie den Herrn Pastor aus und nähen Sie seine Hose mit seinem Rock zusammen, und marsch auf den Turm damit!" — Drei Tage wehten Hose und Rock des Herrn Pastors am Kirchturm von Párkány Nána. — Anfang der sechziger Jahre war er Gouverneur von Ungarn. — Wenn er über parlamentarische Kämpfe im Pester Reichstag las, sagte er immer: „Jeder will Minister werden, wie wenn das schon was wäre. Ein Minister ist im Vergleich zu einem Statthalter nur a Schusterbub!" — Man könnte ein Buch über seine damaligen drolligen und gewalttätigen Verfügungen schreiben. — Eines Tages besuchte er die Franziskanerkirche in Preßburg und fand dieselbe sehr schmutzig. „Wo ist der Guardian?" fragte der Allgewaltige. Als dieser erschien, herrschte er ihn folgendermaßen an: „Ihre Kirche schaut wie ein Schweinestall aus, wenn ich das noch einmal sehe, so laß ich Sie beim Profosen einsperren — verstanden?" Der Guardian schien Pálffy nicht verstanden zu haben, denn dieser fand die Kirche wieder unrein und ließ den geistlichen Herrn tatsächlich auf

vierzehn Tage durch den Profosen einstecken. — Großer Schreck und Empörung in der „Sancta ecclesia“. Die Sache war aber nicht zu ändern. — Seine Untergebenen waren oft dem Wahnsinn nahe. Tag und Nacht hieß es ununterbrochen arbeiten. — Einmal überraschte er seinen Adjutanten um fünf Uhr früh bei der Toilette, gab ihm 50 Aktenstücke und 100 Aufträge und beklagte sich fortwährend über die Faulheit seiner Untergebenen. Als er das Zimmer verließ, sagte der Adjutant zu seinem Burschen: „Gottlob, daß der zuwidere Raunzer fort ist!“ Pálffy — dem weiß Gott was alles durch den Kopf gefahren war, stand noch vor der Tür und hörte diese Worte. — Er kam zurück und sagte: „Der zuwidere Raunzer ist noch immer nicht fortgegangen, weil er immer nachsehen muß, daß seine Aufträge ausgeführt werden, sonst geschieht ja gar nichts!“ Zu weiterer Verantwortung hat er jedoch den zu Tode erschrockenen Offizier nicht gezogen.

Als Statthalter ließ er unerbittliche Zensur üben. Wenn ihm irgendein harmloses patriotisches Gedicht oder ein Artikel mißfiel, so wurde der Autor ohne weiteres eingesteckt. In den achtziger Jahren speisten einmal einige Schriftsteller bei mir. Inmitten des Diners trat Pálffy unangemeldet ins Speisezimmer und setzte sich zu uns. Er blickte die Herren forschend an und fragte unseren vorzüglichen Kritiker Gyulay: „Sagen Sie mir, geehrter Herr, habe ich Sie seinerzeit nicht einsperren lassen?“ — „Gewiß, Exzellenz, haben Sie das getan!“ Pálffy aß ruhig an seiner Suppe weiter und sagte: „Ich hab' mir's gleich denkt.“ Nun wendete er sich an unseren Ästhetiker Greguß: „Sind Sie vielleicht a g'sessen?“ — „Volle sechs Wochen.“ „No, das war jedenfalls zu wenig,“ sagte er lakonisch. Nun fragte er noch den Dichter und Dante-

übersetzer Karl Szász und den Schriftsteller und Redakteur Vadnay: „Hab' ich Sie a einsperren lassen?" Auf die bejahenden Antworten sagte er kopfnickend: „No, das g'freut mir, denn Sie haben's alle gewiß verdient." Ich hatte keinen Gast am Tische sitzen, den er nicht „eingesperrt" hatte. — Nicht übel ist auch die Geschichte, die man sich von der etwas sonderbaren Kantate erzählt, mit der er einst in Siebenbürgen empfangen wurde. Es war in einem von Sachsen bewohnten Städtchen, der Schulmeister hatte zum Empfang Pálffys eine Kantate komponiert. Als der Wagen ankam, erklangen unter dem Triumphbogen die zart flötenden Stimmen der ersten Tenöre pianissimo: „Hängts ihn auf!" — Pálffy runzelte die Stirne. — Pause. — Die zweiten Tenöre fielen mit einem zarten „Hängts ihn auf!" ein. — Pálffy öffnete den Wagenschlag — da brüllten die Bässe in kräftigstem Fortissimo: „Hängts ihn auf!" — worauf der ganze Chor, vom Blasorchester unterstützt, die „fatale" Strophe beendete:

Hängts ihn auf, hängts ihn auf
— Fodora pam pam —
Den schönen grünen Lorbeerkranz!"

Pálffy ließ sich den Komponisten an den Wagenschlag rufen und sagte ihm: „Ich danke Ihnen für die schöne Komposition, Sie verdienen alles das, was vor dem Lorbeerkranz gesungen wurde, Sie Kamel Sie!" — mit einem ungnädigen Kopfnicken fuhr der Gefeierte von dannen.

Pálffy war gutherzig, in gewissen Momenten sogar weich und merkwürdigerweise vertrauensselig. Er gebrauchte nur zu leicht das Wort: „Er ist ein guter Kerl." Ebenso leicht wurde er jedoch auch jähzornig. Einmal geschah es, daß ich ihn beim Aufsitzen auf den Wagen mit meinem Stutzen an

den Kopf stieß. Ich war unglücklich. Der alte Herr rieb sich den Kopf und wiederholte immer wieder: „Oh, wenn mir das nur ein andrer 'tan hätt'!" Auf meine Frage: „Warum ein andrer?" antwortete er: „Weil ich ihn hau'n tät." Wenn er sehr gut gestimmt war, sprach er über seine Jugend. — „Ich war ein fescher Bursch, und die Weiber sind mir nachgelaufen wie die Windhunde dem Hasen, aber ich war immer brav und standhaft, denn man soll nie was tun, was Gewissensbisse und Kreuzweh verursacht. Einmal war ich in großer Gefahr; es war in Kecskemét. Eine kohlschwarze vornehme Dame hat mir ein Rendezvous gegeben. Der Teufel hat mi geritten, i bin hingangen. Es war im Spätherbst und schrecklich kotig. — No, wie i eintreten bin, hab' i mich niederg'setzt und hab' ihr die Stiefel hingehalten, sie soll mirs ausziehen. — Aber denk dir nur, die dumme Gans war beleidigt, und da bin i halt — dem Himmel sei Dank, gerettet worden!" Pálffy war bis in sein höchstes Alter ein tollkühner Reiter; als er mich auf meinem Gut besuchte, kroch er auf jedes Pferd hinauf. Ebenso in Debreczin auf dem Pferdemarkt. Mir standen die Haare zu Berge.

Eines Abends fanden wir uns nach beendeter Pürsche im Walde. Zufällig war kein Jäger anwesend, und Pálffy, der immer vergaß, daß ich nur eine Hand habe, bat mich, seinen Stutzen, sein Meldehorn und zwei Schweißhunde zu übernehmen. Ich knöpfte die Leine der Hunde an meinen Rock, hängte alles übrige um und kroch auf mein Pferd. Pálffy ritt vor mir auf engem Pürschweg in sausendem Galopp. Es wurde immer finsterer. Mehrere Male warnte ich ihn: „Lieber Freund, du wirst stürzen, wir brechen uns das Genick!" Er antwortete immer: „Gar kein Gedanke." Auf einmal hörte ich einen starken Fall. Ich riß mein

Graf Moricz Pálffy

BOSTON PUBLIC LIBRARY

Pferd zusammen und sprang ab. Pálffy lag mit dem Pferd am Boden und stöhnte erbärmlich: „Au weh! Ich hab' mir die Rippen brochen." Ich ließ die Hunde frei, band die Pferde an einen Baum und eilte zu meinem Freunde. Mittlerweile war es Nacht geworden. Ich versuchte Pálffy aufzurichten, was auch gelang, aber was nun tun? Aufs Pferd konnte ich ihn nicht hinaufheben. Ich wollte Notschüsse abfeuern. „Was fällt dir ein?" sprach er entsetzt, „du wirst doch nicht das Wild beunruhigen!" Ich griff nach meinem Horn und blies aus Leibeskräften. Ein anderes antwortete, und gar bald erschienen zwei Jäger, mit deren Beihilfe wir den Verwundeten in das nächste Jägerhaus brachten. Er stöhnte erbärmlich: „I hab' mir die Rippen brochen, i hab' mir die Rippen brochen!" Wir brachten ihn zu Bett, und ich ritt sogleich nach Szomolány, um den Arzt zu holen. Es war schon 2 Uhr nach Mitternacht, als wir im Jagdhaus eintrafen. In der kleinen Stube war es still. Die Kuckucksuhr tickte an der Wand, vor einem alten rauchgeschwärzten Muttergottesbilde brannte eine kleine Öllampe. Pálffy schlief. Als wir an sein Bett traten, erwachte er, setzte sich rasch auf und sprach: „I hab' mir die Rippen brochen." — Der Arzt untersuchte ihn, zog dann ruhig die Decke über seine Brust und sagte: „Sie haben sich nicht die Rippen brochen, Exzellenz, es ist nur eine Kontusion." — Pálffy hob zwei Finger empor und sagte: „Schwiren S'!" (schwören Sie). Der Arzt blickte mich lächelnd an. „Schwiren S'" wiederholte Pálffy. — „Nun gut, ich schwöre!" war die Antwort. — Pálffy setzte sich auf, griff mit seiner langen Hand in sein Hemde und holte eine große silberne Muttergottesmedaille hervor, die er an einer schwarzen Schnur immer auf der Brust trug. — Er blickte

die Medaille lange an, dann gab er ihr einen langen, dicken Schmatz, erhob den Zeigefinger und drohte ihr mehrere Male: „Alte, Alte," sprach er, „ein andermal besser aufpassen, das sag ich dir!" Nun wurde die Medaille wieder unter sein Hemd geschoben, ich aber mußte mich vor Lachen auf einen Stuhl setzen. — Er wäre imstande gewesen, die Mutter Gottes gegebenen Falles durch den Profosen „einspieren" zu lassen.

Er war ein origineller Mann, dessen ganzes Leben in Quadrate eingestellt war. Wer ihn kannte, wußte schon im voraus, wie er urteilen würde. — Eines Abends saßen wir beim Nachtmahl. Es tobte ein furchtbares Gewitter. Blitzschlag folgte auf Blitzschlag. Keinen Hund würde man hinausgejagt haben. Auf einmal heftete er seine kleinen, blitzenden Augen auf seinen 16 Jahr alten Sohn Hans, der in Tirnau studierte und nur den Sonntag in Szomolány verbrachte. Der arme Knabe wurde bleich. „Nun, Hans," sprach der Vater „hast du denn morgen keine Schule?" — „Ja Papa, morgen 8 Uhr." Pálffy wandte sich an einen Diener: „Man sattle dem Grafen Hans sein Pferd, er wird nach Tirnau reiten!" Und er ritt ab. Das Unwetter wurde immer ärger. Pálffy saß schweigend an seinem Schreibtisch. Auf einmal wendete er sich zu mir und sprach mit zitternder, weicher Stimme: „Armer Bub, armer Bub! In solch einem Wetter! — Warum hat er sich gefürchtet, fürchten darf man sich, aber man darf's nicht zeigen. Er hat Furcht gezeigt, darum mußte er abreiten!" — So war er in allem. Es war System in seiner Lebensauffassung und Strenge. Mit seinem Pfarrer stand er fortwährend auf dem Kriegsfuß. Besonders schwere Konflikte hatte er mit ihm betreffs des Brennholzes, das dem Pfarrer immer zu wenig schien.

Eines Sonntags gab ihm der Pfarrer kein Asperge. Es ist ein Vorrecht des Patrons, daß ihm das Weihwasser gereicht wird. Pálffy wendete sich lächelnd an mich und sagte beim letzten Segen: „Und er wird do nit mehr Holz kriegen." Während meiner Virtuosenkarriere entschloß ich mich, auch einmal in Tirnau ein Konzert zu geben, hatte ich doch in jenem Städtchen meine ersten Kinderjahre verlebt. Alle Szomolányer waren zugegen, sogar der alte Herr hörte sich mein „Saitengespühl" an. Nach dem Konzert großes Bankett, und siehe da, Pálffy ergriff sein Glas und ließ mich in ergreifend schönen Worten hochleben. Zum Schlusse wendete er sich an seine Söhne und sagte etwa folgendes: „Ich habe dem Throne durch ein Menschenleben hindurch treu gedient, habe ihm mein Blut, die Sympathie meines Landes und meine Überzeugung geopfert. Vergesset nicht, daß ihr Ungarn seit und eurem Lande ebenso treu dienen müßt wie eurem König." — Es läßt sich nicht beschreiben, welch' erschütternden Eindruck diese Worte hervorriefen. —

Pálffy sagte immer: „Man soll dem Unglück nicht entgegengehen, man muß es an sich herantreten lassen." Es ist an ihn herangetreten. Die beste der Frauen fing an zu kränkeln, und nur zu bald raffte sie der Tod dahin. — Der alte Herr war tief erschüttert. Da kam auch schon ein neues Unglück: Er wurde augenkrank und mußte sich das eine Auge herausschneiden lassen. — Er trug sein Schicksal heldenmütig und tröstete sich mit seinem alten Sprichwort: „I kann's nit ändern." Als seine Kräfte nachließen, band er sich einen Sessel auf den Rücken, den er mittels eines Riemens sogleich zum Sitzen bereitstellen konnte. Er wurde schwerhörig, und eine Gesellschafterin mußte ihm in allen möglichen und unmöglichen Orten vorlesen, in Restaurationen,

Wartesälen usw. Auf diese Dame paßte sein oft gebrauchtes Sprichwort gar nicht, nämlich: „Wer sich auf andere verläßt, ist schon verlassen!“ Nun ruht er neben seiner Gattin, an der Lehne eines herrlichen Tales, in einer kühlen Felsenhöhle. Ein Wasserfall murmelt seine Lieder über die Vergänglichkeit aller menschlichen Dinge. Und wenn sich ein Hirsch über seinem Felsengrabe meldet, so hört man's gewiß in der Höhle lispeln: „Nur nicht beunruhigen, nur nicht beunruhigen!“

Ende des ersten Bandes

Inhaltsverzeichnis

Seite

Meine Geburt 3
Meine Familie. Die Grafen Sztáray und Szirmay 6
Der vergrabene Schatz 11
Graf Johann Philipp Sztáray 15
Graf Vinzenz Sztáray 20
Burg Torissa 22
Mein Großvater Franz Graf Zichy 26
Meine Eltern 32
Meine ersten Kinderjahre 39
Ein rätselhafter Mann 53
Morgenröte 60
Graf Paul Nimptsch 67
Wie ich meinen Arm verlor 73
Meine Jugend 86
Die Schule des Lebens 133
Meine Heirat 144
Ein scharfer Herr (Graf Moricz Pálffy) 161

Abbildungen

Géza Graf Zichy . . . . . Titelbild
Schloß Sztára 8
Graf Vinzenz und Gräfin Johanna Sztáray 16
Graf Franz Zichy 24
Graf Leopold Zichy 32
Gräfin Marie Zichy, geb. Gräfin Sztáray 34
Geleitbrief des Fürsten Paskievic 36
Mein Bild aus dem Jahre 1852 40
Bruder Ernst als Kind 42
Bruder Ernst (1909). Nach einem Originalgemälde von László 44
Marianne von Osury 48
Mein Bild im Jahre 1860 56
Schloß Seregélyes 72
Mein Bild als Staberlherr 1867 120
Mein Bild im Jahre 1870 128
Robert Volkmann 136
Braut und Bräutigam 144
Gräfin Melanie Zichy 152
Franz Liszt und ich 160
Graf Moricz Pálffy 166

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Boston Public Library
Central Library, Copley Square

Division of
Reference and Research Services

Music Department

The Date Due Card in the pocket indicates the date on or before which this book should be returned to the Library.

Please do not remove cards from this pocket.

BOSTON PUBLIC LIBRARY
3 9999 05992 452 0